

Die alte Uhr

Erzählung aus der Urschweiz von Josef von Matt 1901-88

Zeichnungen: Mily Dür, Zumikon 1921-2016

Nidwaldner Kalender 1973

Vor der Türe des Arzthauses bleibt Johannes stehen, einige tiefe Atemzüge lang schaut er über den Platz, der mit buntfarbigen Autos überstellt ist. Mädchen in kurzen Sommerkleidern, Kurgäste und eilige Hausfrauen drängen sich an ihm vorbei. Dann geht er in das kühle Halbdunkel hinein und in das Wartezimmer.

Die zerlesenen Hefte und Illustrierten auf dem Tisch lässt er liegen, setzt sich in eine Fensternische und schaut durch die Scheiben zum hohen Turm der Kirche hinüber, auf das

hinzu. Zwei Frauen unterhalten sich eifrig über den neuen Coiffeur, der kürzlich ins Dorf gezogen ist, und dessen Künste sie bereits erprobt haben. Da das hübsche Fräulein wiederum die Türe öffnet und ihm zunickt, erhebt sich Johannes und folgt ihr in das Ordinationszimmer.

Der Arzt, im weissen Überrock, sitzt schreibend am Pult. Johannes bleibt stehen und wartet bis der Doktor seine Eintragungen beendet hat und sagt dann: «Grüss dich Gott, Lukas.» Erstaunt und gütig lächelnd



Johannes setzt sich in eine Fensternische und schaut hinaus.

Gemälde, das riesengross den heiligen Christophorus zwischen Fischen und Wellen knietief durch das Wasser waten lässt. Ruhig, als ob ihm das Warten willkommen wäre, sitzt Johannes auf dem harten Stuhl. Sein Blick hat flüchtig das Gesicht der Frau gestreift, die nervös immer wieder versucht, den Saum ihres Rockes über die Knie zu ziehen, ist dann zu dem Knaben hinübergewandert, der mit zwei Fingern, die aus dem Verband herausragen, ein Heft hält und eifrig liest.

Johannes macht sich auf eine lange Wartezeit gefasst und lässt seinen Gedanken freien Lauf. Die Arztgehilfin, ein nettes, freundliches Mädchen, holt in reichlich bemessenen Abständen die Patienten. Andere kommen

erwidert dieser den Gruss und sagt: «Ei, sieh da, ein seltener Besuch. Nimm Platz, wie geht's?» Johannes lehnt sich zurück, schlägt das eine Bein über das andere und meint: «Eigentlich nicht schlecht. Ich habe mich in Paris erkältet, habe lange gehustet, und seitdem macht mir das Herz Capriolen. Nun sind es bald zwei Monate und immer noch weckt mich das Herzklopfen in der Nacht.»

Mit verständnisvollem Blick schaut der Arzt über das Pult hinweg in des Mannes Gesicht, dem das Leben markante Spuren eingegraben hat und fragt: «Aber früher, das heisst rechtzeitig bist du nicht gekommen. Hast dich unnütz vom Husten quälen lassen, komm, zeig mir einmal deinen Brustkasten.»

Während Johannes Rock und Hemd auszieht, sagt er: «Ich musste eine Arbeit fertig machen, die auf Termin abgeliefert werden sollte, eine mühsame und kitzlige Übersetzung. Eben habe ich sie zur Post gebracht und nun bin ich da», dann legt er sich folgsam auf das weissbezogene, kühle Liegebett. Lukas beugt sich über ihn, prüft die Herzschläge, beklopft die Rippen, heisst ihn aufsitzen und tastet mit dem Stereoskop den gebräunten Rücken ab.

Johannes lässt diese Prozedur schweigend über sich ergehen, schaut nur dann und wann mit einem fragenden Blick in das ernste Gesicht, sagt auch kein Wort, da die Gehilfin einen kleinen Wagen mit Kasten und Kabeln herbeiführt und das Summen des Instrumentes vernehmbar wird. Gottergeben liegt er da, lässt alles über sich ergehen, zuckt mit keiner Wimper, wenn die Klebestreifen weggerissen werden, gleichgültig, als ob ihn diese Hantierungen kaum interessieren, schaut er einer Fliege nach, die ohne Ruhe den Raum durchmisst.

Endlich wird das Gesumse abgestellt, ein Bogen aus dem Kasten gezogen, und der Arzt setzt sich damit ans Pult. Ohne das Schweigen zu brechen, nur mit einem Wink deutet er an, der Patient könne sich erheben. Während sich Johannes das Hemd überwirft und in den Rock schlüpft, macht sich Lukas Notizen, rechnet und schreibt.

Mit tadellos geknüpfter Cravatte sitzt Johannes auf dem Stuhl und erwartet das Urteil. «Du bist eigentlich, wenn man deine Jahre bedenkt und deine Gefangenschaft, noch ein robuster Kerl», beginnt Lukas, «du hättest dir manche mühsame Nacht und schmerzliche Krämpfe ersparen können, wenn du rechtzeitig gekommen wärest. Du hast dein Herz in der letzten Zeit nicht gehätschelt. Aber das bringen wir schon wieder ins Lot. Trinkst du immer noch deinen Burgunder? Kannst du dich nicht zu einem leichteren Tabak entschliessen?»

«Mein lieber Lukas», sagt Johannes gelassen, «ich bin nicht hierher gekommen, um dein altes Sprüchlein zu hören. Alkohol und Tabak verbieten, das kann mir auch ein Kurpfuscher. Ich komme zu dir, damit du mir ein Mittel verschreibst, mit dem ich wieder frohgemut schaffen und selig schlafen kann. Von

deiner Miene kann ich ablesen, dass mein Herz noch rechtschaffen klopft und pumpt.»

Gewohnt, mit unerzogenen Kindern umzugehen, beginnt der Arzt geduldig und gütig: «So einfach ist das auch wieder nicht. Deinem Herz fehlt der Sauerstoff. Du sitzt Tage und Nächte an deiner Arbeit und im dicken Rauch. Dabei solltest du jeden Tag deinen zweistündigen Marsch absolvieren.»

«Halt, bitte langsam», unterbricht ihn Johannes, «bin ich nicht wegen meinem Herz aus der Stadt fort und in diesen Frischluftkurort gezogen? Habe ich nicht meine guten Beziehungen und meine Freunde in der Stadt aufgegeben und sitze hier abseits auf einem Hoger bei Fuchs und Dachs. Lasse ich nicht über nacht das Fenster offen und plage mich mit den Mücken, ab? Du weisst, ich bin nicht auf Rosen gebettet. Das Leben hat mir manchen schlimmen Streich gespielt.» «Jetzt frage ich mich nur, mein lieber Johannes, bist du als Festredner oder als Patient von deinem Hoger herab zu mir gekommen?» fällt Lukas in seine Rede ein, «wer hätte je gedacht, damals, da wir, zwei gefürchtete Lausbuben, die Schule und das Dorf unsicher gemacht haben, kerngesund, überschäumend von Lebenslust und Kraft, einmal als Arzt und Patient einander gegenüber sitzen würden. Aber seitdem hast du mit deinem blindwütigen Schaffen und deinem hitzköpfigen Stürmen allerhand an Kraft vertan. Du bist über zwei Winter im nasskalten Loch gesessen. Das geht nicht ohne Schaden vorbei. Jetzt musst du zahlen. Wenn du vernünftig bist und sorgfältig, kann ich dir noch manches Jahr zutrauen. Wenn du aber meinen Rat ausschlägst, dann geh lieber gleich jetzt schon zum Pfarrer, damit du an deinem letzten End einen Beistand hast.»

«Ich danke dir», sagt der Patient, «dass du mir das so nett und schonlich bebringst. Gib mir deine Medizin. Ich will sie mir pünktlich und genau nach Vorschrift einträufeln. Aber das musst du bedenken, wenn Denis, meine Frau, noch am Leben wäre und ich noch bei den Weinstöcken im Burgund leben könnte, dann wären die alten Narben längst ausgeheilt.» Geduldig hört er zu, wie ihm der Arzt das Rezept erklärt und vorliest, reicht ihm die Hand zum Abschied und bittet ihn: «Komm wieder einmal zu mir ins Schiltli zu einem Glas reifen Burgunder.» Der Arzt

meint lächelnd: «Ich muss bei dem Zustand deines Herzens ohnehin bald zu dir kommen, um den Sauerstoffgehalt in deiner Rauchbude zu messen.»

Der Regen rauscht und strömt.

Auf dem weiten Heimweg, die Tasche gefüllt mit Fläschchen und Tablettenschachteln, genüsslich den Rauch aus seiner Pfeife blasend, achtet Johannes nicht auf die Wolken, die sich über ihm zusammenballen, nicht auf die Wetterwand, die vom Westen herankommt und auch nicht auf das Grollen des Donners. Er spinnt an einer neuen Idee. Denn kaum hat er seine vollendete Arbeit zur Post gebracht, drängt sich schon die nächste hervor und tanzt in seinem Kopf herum. Die ersten schweren Tropfen fallen auf seinen leichten Sommeranzug und in die graumelierten, wilden Haare seines Hauptes völlig überraschend. Weit und breit kein Haus und Dach geht er die weitgezogenen Schleifen der Strasse hinauf, Schritt um Schritt, gelassen und ohne Hast. Er deckt seine Tasche mit beiden Händen, damit die Tabletten, die ein Sündengeld verschlungen haben, und der Tabak nicht nass werden.

Bei der dritten Kehre will er unter die schützenden Äste des Lindenbaums stehen, aber die Blätter sind schon überschüttet und lassen das Wasser in Fäden niederrieseln. Johannes geht wieder in das Prasseln und Rauschen hinaus. Unweit des Heimwesens «Vorderschilt» erschreckt ihn das Licht aus zwei Scheinwerfern, die ihn durch den Regenhang entgegenkommen. Er weicht aus und sieht, dass das Auto anhält, die Türe aufgeht und ihm Stani aus seinem bärtigen Gesicht zulacht: «Ich habe Euch gesehen, steigt schnell ein!» kommandiert Stani und fährt bergab bis zum nächsten Strässchen, um zu wenden. «Ich kann doch meinen Mieter nicht ohne Hut und Dach durch dieses böse Wetter spazieren lassen. Bruno hat Euch zuerst gesehen, er schaut immer zu, wenn es blitzt und wetterleichnet. Er hat mich aus dem Stall geholt.»

Johannes bedankt sich herzlich bei seinem Mietsherrn, Käse-, Milch- und Butterlieferanten und entschuldigt sich, dass er ihm den Wagen nässe, sieht aber mit Vergnügen, dass Stani bei seinem Heimen vorbei und weiter hinauf bis ins Schiltli fährt.

Dort steht Tina, die treue Magd, unter der Haustüre und hebt mit Jammern an, sobald Stani den Wagen gewendet hat: «Um Himmels Gotts Willen, mein guter Herr, warum sind Sie nicht im Dorf geblieben? So ein Gewitter sieht man doch Stunden voraus kommen. Nein, wie Sie nass sind, bis auf die Haut und kommen vom Doktor zurück. Aber jetzt schnell ins Bett! Ich mache einen Tee oder Glühwein.»

Der tropfende und triefende Mann legt zuerst die Schachteln und Fläschchen, dann seine Tabakdose auf den Küchentisch, holt sich, ohne auf die blitzblank gewichsten Böden zu achten, seinen flauschigen Bademantel aus dem Kasten und springt zum Stall hinüber.

Tina wirft die Hände in die Luft und stöhnt: «Ach, diese Männer! Kommt nass wie eine Maus heim und jetzt rennt er gewiss noch unter die Dusche. Und das soll unser-eins verstehen. So wie er in den letzten Wochen gehustet hat. Ein heisses Bad, ja, aber jetzt will ich doch heute noch mit Stani reden, dass er endlich ein Bad einrichtet, wie er es längst versprochen hat. Muss der arme Herr wieder durch den Regen ins Haus kommen, ist ohnehin eine Lotterbude, und kein Fenster schliesst recht.»

Aber Tina kommt nicht dazu, mit Stani zu reden und zu schimpfen. Der Regen rauscht und rauscht, so dass sie sich nicht vor die Türe traut, rinnt und prasselt hernieder, die ganze Nacht, wie aus Kübeln geschüttet. Schlaflos liegt sie im Bett und lauscht dem Rinnen und Glucksen und dem wilden Rauschen des nahen Baches. Kaum hat sie der Schlummer für kurze Augenblicke überwältigt, schreckt sie wieder auf, weil sie im Bach die Steine rumoren hört, die polternd im Wasser rollen.

Jetzt rennt sie mit Kessel und Kübel, spärlich bekleidet in den Estrich hinauf, schöpft und wischt, schimpft und jammert, und zwischen ihren eigenen Worten vernimmt sie das Rufen rauher Männerstimmen. «Natürlich das Brüggli», denkt Tina, «der alte Schwibbogen über dem Bach, dieser Eselsrücken, wenn der nur mit Sausen und Krachen zotal fährt.» Was hat sie sich nicht über diese Brücke geärgert, hat auf den buckligen Steinen den Knöchel verstaucht, ist ausgerutscht und hat den Tragkorb verloren. Sie schaut

aus dem Estrichfenster und sieht Lichter, baumelnde Laternen da und dort. Der Schwibbogen aber bleibt festgefügt, trotzdem sich die Steine vor ihm aufhäufen, Wurzeln und Stämme unter ihm eingezwängt haben. Das Wasser fließt und rauscht über die Matte, nahe am Stall vorbei.

Um Himmels Willen, Wasser fließt unter der Stalltüre hervor! Ein Bach kommt aus dem Stall! Jetzt nur schnell die Stiefel, und Wollenes auf den Leib, einen Regenmantel zuknöpfen mit zitterigen, fahrigen Händen, den alten Gartenhut auf den Kopf und hin-

glänzen im fahrigen Licht. Und wer steht dort unter der Türe mit Mantel und Hut, eine Schaufel in der Hand? Wahrhaftiger Gott, Herr Johannes!

Vor Schrecken lässt Tina ihr Werkzeug fallen und wadet durch die strömende Flut zu ihm hin, will ihn mit Gewalt wieder in die Türe und ins Haus drängen. Aber so schnell ergibt sich Johannes dieser besorgten Gewalt nicht. Energisch bahnt er sich den Weg und sagt: «Lass mich in Ruh, geh' du helfen, ich hole meine Arbeiten und meine Bücher!»

Mit grossen Schritten eilt er auf die kleine



Endlich kommt Hilfe! Durch das flutende Wasser wadend, bringen die Männer Licht.

aus, um zu helfen. Wenn der Stall unterspült wird, dann stürzt die Schreibstube des Herrn Johannes in die Flut, das Geschriebene und Gedruckte, alles wird weggefegt und fortgetragen von dieser gottverfluchten Sintflut. Männer rufen! Sie werfen Bretter und Stangen vom Dachvorschutz herab, schlagen Pfähle in den Boden und stehen knietief im Wasser, fallen hin, weil der Grasboden schon fortgerissen und kein Halt mehr zu finden ist. Auch Tina liegt am Boden, wehrt sich gegen das Toben und Strömen, kommt wieder auf die Füsse, trägt Balken und Hagh Holz herzu im Dunkel und huschenden Laternenlicht.

Verdreckt und bachnass steht Käthi, Stanis Frau vor ihr, wehrt mit einer Gabel den rollenden Steinen, Rosmarie trägt Werkzeug, Schaufeln und Pickel herbei, Peter ruft nach einer Laterne, die seine sei versoffen. Und immer noch strömt der Regen unaufhaltsam in Schnüren herab. Die Mäntel der Männer

Scheune zu, erfährt aber, wie stark das Wasser zieht und wie schwer auf diesem glitschigen Boden Stand zu halten ist. Nur die wenigen Schritte bringen ihn in Gefahr zu stürzen. Schon ist Tina wieder neben ihm, redet auf ihn ein und gibt ihm Halt. Stani kommt herzu, verdreht bis in die Haare hinauf und meint, so wie es jetzt stehe, glaube er, die Mauern werden es aushalten. Aber man wisse nicht, was da alles noch herunterkomme: «Der Regen hört nicht auf. Wenn der anhält, müssen wir Eure Schreibstube noch ins Haus plündern, ja, wenn der Teufel nicht das ganze Schiltli wegträgt.»

Stani hat nicht lange Zeit zum Reden und Herumstehen. Schon wird er wieder gerufen und platscht zu Peter hinauf, der an der oberen Mauerecke bis weit über die Knie hinauf im braunen, schlickigen Wasser steht.

Eilig geht Johannes die schmale Stiege hinauf, macht Licht und sieht seine weite,

grosse Arbeitsstube, die Tische überdeckt mit Schriften und Mappen. Was soll er zuerst retten? Die eigenen Manuskripte, die Schriften und Druckabzüge, die den Verlegern gehören, oder seine geliebten Bücher. Das Licht von grellen Scheinwerfern dringt durch die Fenster. Johannes fängt an, auf einem Tisch Platz zu schaffen, schichtet die Blätter, die Mappen nach ihrer Wichtigkeit auf. überschaut Berge von Zeitschriften, Zeitungen und Hefte und lässt die Arme wieder sinken. «Das kann kein Mensch die schmale Stiege hinab und durch das Wasser tragen, da braucht es eine Kette von flinken Händen, trockene, saubere Hände, sonst ist alles ruiniert», sagt er halblaut vor sich her und verliert jeden Mut.

Mit einem feinen Silberklang schlägt die Uhr an der Wand. Die Goldverzierung blinkt im Licht, die Zeiger stehen auf Viertel vor sieben und sie schlägt neun Mal. Schon seit Monaten hätte sie repariert werden sollen, seitdem sie Tina dem wandernden Uhrmacher in die Hände gegeben hat. Nun geht Johannes zur Wand, reckt die Hände empor, nimmt vorsichtig und behutsam das alte Prunkstück herab und schreitet damit auf die Stiege zu. Sie ist fast zu schwer für ihn. Wie soll er auch die Stufen finden, da ihm die Uhr den Blick auf den Boden versperrt. Wie er mit dem Fuss den Abstieg abtastet, hört er Schritte im Stall, hört fremde Stimmen, laute, rauhe Männerstimmen und Tritte die Stiege hinaufkommen. Sieht einen Feuerwehrhelm blinken und bleibt stehen.

Bald steht ein lachender, bärtiger Mann vor ihm, der mit seiner hellen Stimme das Trommeln auf dem Dach und das Rauschen des Wassers mühelos übertönt: «Nix da, alter Mann, lasst das unsere Sorge sein. Jetzt ist die Feuerwehr da! Vorläufig wird nicht gezügelt. Wir sind ja nahezu dreissig Mann und andere kommen nach.» Johannes starrt den Mann an. Wenn er nicht die Uhr in den Armen, wie einen liebsten Schatz gegen die Brust gedrückt hätte, wäre er ihm wohl vor Erleichterung und Glück um den Hals gefallen. «Aber es regnet ja noch immer wie eine Sturzflut», stammelt Johannes. «Macht nichts», meint der zuversichtliche Kraftprotz, «wenn es schlimm wird, bauen wir einen Kännel von Fenster zu Fenster und zaubern die ganze Herrlichkeit hinüber und für die

Uhr schicke ich dann den Walter, der ist Uhrmacher, das schlägt in sein Fach. So ein kostbares Zierstück muss zuerst kunstgerecht eingepackt werden. Stellt sie jetzt nur schön sicher auf den Tisch und wartet ruhig bis ich Euch Bescheid gebe.» Mit diesen Worten beginnt er die ersten Stufen vorsichtig hinunterzusteigen.

Bevor sein Kopf in der Tiefe verschwindet, ruft er noch zurück: «Das andere Zeug und die Bücher könnt Ihr in Säcke packen, für den Fall.» In diesem Augenblick geht das Licht aus. Johannes steht allein im Dunkeln mit seiner Uhr und hört, wie der gütige Helfer die Treppe hinunterstürchtelt und schimpft: «Das hat jetzt gerade noch gefehlt, dass ich mir das Bein breche und ersaufe. Aber so schnell bringt man den Kasi nicht um. Das gäbe ein Gelächter.» Vorsichtig tastet sich Johannes auf den Tisch zu und hört zu seiner Erleichterung, wie der Feuerwehrmann durch das Wasser latscht, sich entfernt, und seine Stimme vom Gurgeln und Rumoren des Wassers übertönt wird.

Wie eine Maus sitzt er in der Falle.

Da steht er nun, der gefürchtete und geschätzte Schriftsteller, der Künstler der Sprache, der feinfühlig Übersetzer französischer Dichter, sucht mit der Hand einen sicheren Platz für die kostbare Uhr und lauscht ängstlich dem entfesselten Wasser zu. Wenn er jetzt den Weg nicht findet. Wenn das Wasser die Mauer einreißt, dann fällt das Dach über ihm zusammen und begräbt ihn mit samt seinen Werken, mit all den Früchten seiner mühevollen vollendeten und begonnenen Arbeiten. Kein Mensch kümmert sich um ihn. Wie eine Maus sitzt er in der Falle.

Die rauhen Stimmen und die hellen Rufe der Frauen dringen zu ihm. Dann und wann huscht der Schein einer Laterne an der Wand vorbei. Ihm ist, als ob sich die Stimmen entfernen. Er kann nicht immer stehen bleiben. Jeden Lichtreflex nützt er aus, um näher an die Stiege zu kommen. Hilflos und ermattet kann er sich endlich auf die erste Stufe setzen und sagt laut in das Prasseln und Rauschen hinein: «So helf mir Gott! Und hilf du mir jetzt, Denis, von deiner Glückseligkeit her.»

Ohne die Kraft sich zu erheben, oder eine Stufe weiterzugehen, bleibt er auf der Stiege, sieht dann und wann einen Schimmer über

das Wasser gleiten und hört gespannt auf die Worte, die zu ihm dringen. Ob sie nicht doch endlich zuversichtlicher sind? Immer noch vermeint er, das Donnern der Steine zu vernehmen, die an der Stallmauer aufschlagen. Jetzt gewahrt er, dass sich die Stimmen mehr dem Haus nähern, weiss nicht, ob sie zuerst dort die Gefahr bannen wollen. Und doch ist er nicht im Stande, ein Glied zu rühren. Wie unendlich zäh gehen die Minuten vorbei. Jedes Krachen im alten Gebälk lässt ihn erschrecken. Ob er auf diese Weise zu einem raschen oder zu einem schmerz erfüllten, armseligen Tod kommt? In das Wüten der Elemente verflucht sich sein Beten.

Endlich hört er leise Schritte näher kommen. Eigentlich nicht Schritte, nur das Glucksen und Latschen von Stiefeln. Sieht einen Schein, eine schwankende Laterne. Wieder ist es der gleiche bärtige Mann, der zu ihm kommt, mühsam die Stiege hinaufklettert, ihm seine Laterne hinhält und sagt: «Ich dummer Kasi habe vergessen, Euch ein Licht zu bringen. Ist ja unmenschlich, Euch da im Dunkeln zu lassen. Aber Ihr müsst begreifen, jede Minute ist kostbar. Wir warten auf Hilfe und bis dann muss halt jeder ums Leben schuftet.» «Wie steht es mit den Mauern?» fragt Johannes. Der gute Mann watet schon wieder im Wasser und geht: «Der Dachstuhl ist gut. Alte, gute Zimmermannsarbeit. Ein Glück für Euch», ruft er hinauf, bevor er verschwindet.

Nun ist es wohl doch etwas leichter. Ein Licht in der Hand zu halten, eine gute, altbewährte Stallaterne. Johannes bekommt wieder etwas Kraft, wagt aufzustehen, tappt in die Stube hinein. Schwankende helle und dunkle Ringe zeigen ihm sein Schreibpult, den bemalten Schrank in der Ecke, dessen Türe indessen aufgegangen ist. Er sieht eine halbgefüllte Flasche, nimmt ein Glas und füllt es mit Wein. Jeder Schluck tut ihm wohl, gibt ihm ein Quäntchen Kraft, wärmt ihn. Erst jetzt merkt er, dass er in nassen Socken und Schuhen steht, seine Hosen um die Beine lotschen. Auch sein Denken beginnt sich zu ordnen. Er fängt an zu überlegen, was zuerst fortgetragen werden muss. Und plötzlich wird ihm bewusst, dass er Tinas Stimme schon lange nicht mehr gehört hat. Warum ist Tina nicht gekommen, da sie doch wusste, dass ich im Dunkeln bin. Ob sie wohl ge-

stürzt und verunglückt ist, vom Wasser irgendwohin fortgerissen wurde?

In diese Ängste hinein kommt ein junger Mann zu ihm hinauf, hält einen Regenschutz in der Hand und sagt: «Grüss Gott, Herr Johannes, ich bin Walter, der Uhrmacher. Der Kasi hat mich geschickt. Ich soll Ihnen eine Uhr ins Haus transportieren. Ich kann sie da hineinpacken.» Johannes schaut ihn erstaunt an und fragt: «Ja, meinen Sie, es muss alles fortgetragen werden?» «Das kann ich nicht sagen», meint Walter und wiegt den Kopf hin und her, «vielleicht hat Kasi gemeint, sie könne auch nass werden, wenn das Dach einmal rinnt. Allerdings, dieses seltene Stück», und betrachtet mit Staunen die schöne Uhr, «darf auf keinen Fall Schaden leiden.» Mit behutsamer Sorgfalt hüllt er sie ein, hält sie in gutem Griff und trägt sie geschickt und behutsam die Stiege hinab.

«Jetzt gilt es ernst», denkt Johannes, «ich muss mich zusammenreissen und bereitmachen, wenn nicht alles untergehen soll.» Er öffnet das Fenster und ruft mit aller Kraft: «Tina, Tina, Tina ...» Dann sieht er auf der Strasse schwankende Lichter aufleuchten und wieder verschwinden. Durch das Glitzern des Regens gewahrt Johannes Männer näher kommen. Da und dort huscht ein glänzender Widerschein über nasse Mäntel. Junge, mutige, kräftige Gestalten, die auf die kaum vernommenen Kommandos hin sich verteilen und die müden Männer an der Wehr ablösen. Wieder ruft Johannes nach seiner treuen Haushälterin. Ein Neuangekommener ruft im Vorbeigehen zu ihm hinauf: «Du kannst lange schreien. Da ist weit und breit kein Weibsbild zu sehen. Die müssen jetzt Kaffee und Suppe kochen und Geräuchertes aus dem Kamin holen.»

Also bin ich auf mich selbst gestellt, denkt der alte Mann und beginnt von neuem, seine Schriften zu ordnen und zu bündeln. Zwischen aufgeschichteten Zeitschriften findet er eine Büchse Tabak, sucht nach seiner Pfeife und stopft sie umständlich mit zappeligen Fingern, und nach alter Gewohnheit zündet er auch eine dicke Kerze an, die in einem schmiedeisernen Halter auf seinem langen Tisch steht. «Ich Esel habe nicht daran gedacht, dass mindestens fünf Kerzen herumstehen. Ich muss vollständig den Kopf verlorren haben.»

Wie er die kleine Flamme betrachtet, wird er gewahr, dass sich etwas verändert hat, weiss nicht, liegt es daran, dass die Geräusche der Arbeit und die Stimmen der Männer von weiter her zu hören sind. Nein, es ist vom Dach. Das Prasseln und Trommeln auf dem Dach hat aufgehört, dort oben ist es jetzt still. Aber unvermindert tobt und flutet das Wasser.

Auch die letzte Wurst muss auf den Tisch.

Das erste Hell des neuen Tages zeigt die Verwüstung. Die grünen Matten sind mit Sand, Schlick und Steinen überschüttet. Drei Bäche haben sich einen Weg gegraben, der eine ist oben aus seinem Bett ausgewichen und strömt, weit weg vom Schiltli, auf den baumbestandenen Graben zu. Wohl ein Werk der helfenden Hände, der starken Männer von der Feuerwehr. Eine Wache steht noch dort oben und wehrt dem Wasser. Viele sind schon heimgegangen oder haben ennet dem Hügel bei Stani Unterstand gefunden. In der Schiltli-Stube vermischt sich der Dampf aus den Tassen und Gläsern mit dem Geruch der nassen Kleider und dem Rauch der Cigaretten und Stumpen.

Tina springt unermüdlich zwischen Küche und Stube hin und her. Wo ein Stuhl, ein Brett, eine Truhe zum Sitzen ist, hocken die erschöpften Männer und berichten, erzählen und witzeln. In der Ecke hinter dem Schragentisch, unter dem Kruzifix, sitzt Johannes, eingeklemmt zwischen gestikulierenden jungen Mannen und schaut glücklich in die bärtigen Gesichter, denen der Schnaps eine hübsche Röte verleiht.

Immer wieder lehnt sich Tina über den Tisch und redet Johannes zu, er soll doch endlich aufstehen und ins Bett gehen. Die Leute von der Feuerwehr haben jedoch kein Ohr für dieses Geflüster. Sie finden es gemütlich und sind auch zu sehr müde, um aufzustehen. Kasi sagt: «Deinen Stubenboden haben wir jetzt schon verdreckt, jetzt kommts auch nicht mehr drauf an, ob wir ein paar Minuten länger bleiben. Und überhaupt, die Rauchwurst, die war prima, Tina. Waadtländerwurst, wenn ich mich recht auskenne. Hast du tatsächlich die letzte gebracht?» Lachend sagt Tina: «Es liegen noch zwei in der Pfanne, eine für Euch und eine für Herrn Jo-

hannes, er hat überhaupt noch nichts gegessen.» «Also höchste Zeit», kommandiert Kasi, «Tina, du wirst doch nicht deinen Herrn verhungern lassen, ausgerechnet jetzt, da wir ihm seine tolle Bude und das Leben gerettet haben. Lass sie nicht verschlodern und bring sie herein.»

Der letzte, der noch in der Stube zurückbleibt, ist Walter, der Uhrmacher. Sobald er sich etwas freier bewegen konnte, ging er immer wieder zur Kommode hinüber, wo die Uhr steht. Und nun betrachtet er sie von allen Seiten und fragt: «Darf ich sie einmal aufmachen? Ich habe in Paris auch an solchen Pendulen gearbeitet, mein Meister war Spezialist und Kenner und hat mir manche heikle Arbeit anvertraut.» «Gebrannte Kinder fürchten das Feuer», sagt Johannes, «Tina hat einmal, während dem ich auf Reisen war, einem sogenannten wandernden Uhrmacher die Erlaubnis gegeben, er dürfe sie von der Wand herabnehmen und ölen. Dieser hat sie dann zerlegt und geschmiert, zuletzt wusste er nicht mehr, wo er beim Zusammensetzen zwei übriggebliebene Teile einsetzen soll. Seitdem geht sie nicht mehr recht, aber sie schlägt noch die Stunde, und diesen feinen Klang kann ich nicht missen.»

Die gute Magd, die schon immer ein aufmerksames Gehör hatte, kommt daraufhin in die Stube, stellt sich vor den Tisch, die Fäuste auf die Hüften gestemmt und meint: «Das aber ist nun auch nicht recht, Herr Johannes, mich zu verschimpfen. Die Uhr hat ja damals gepiepst wie ein junger Buchfink, sie musste geölt werden. Nur Sie haben es nicht wahrhaben wollen», dreht sich zu Walter um, «und jetzt lasst den Herrn endlich ins Bett gehen. Er ist Patient, kommt heute vom Doktor zurück und muss diese Nacht erleben. So eine Katastrophe! Ich meine es nur gut!»

Über Johannes rinnt diese Rede herab wie Stunden zuvor der Regen. Er ist zu sehr aufgewühlt, um Ruhe zu finden. Auch wird ihm erst nach und nach völlig bewusst, welchem Unglück er, durch die Hilfe der Dorfleute und Bauern, entronnen ist. Er will jetzt nicht allein sein und dem Gejammer Tinas zuhören. «Wann sind Sie denn in Paris gewesen?» fragt er, «Sie sind ja noch so jung.» Walter kratzt seinen Backenbart, fährt mit den Fingern durch seine üppige, blonde Mähne, schaut zutraulich zu dem über den

Tisch gebeugten Herrn hinüber und beginnt: «Einige Zeit nach meiner Lehre habe ich bei Gübelin in Luzern gearbeitet. Dieser hat mir dann die Stelle in London und später eine in Paris verschafft. Ich bin an beiden Orten über ein Jahr geblieben, auch wegen der Sprache. Eigentlich war abgemacht, dass ich zu Gübelin zurückkomme, aber dann wurde mein Vater krank, der hat mich heimgerufen und seitdem arbeite ich bei ihm. Sie glauben nicht, was das für mich für eine Freude ist, wieder einmal eine solche Uhr zu sehen und dazu noch eine französische von dieser Qualität, mit solchem Seltenheitswert.»

Diese Worte passten nicht gerade gut zu Walter's verschmutzter Kleidung, zu seinem aufgerissenen Hemdkragen und zu den klöbigen, verschmierten Schuhen. «Ei, das ist aber interessant», meint Johannes, «was haben Sie denn an den Abenden und freien Tagen in Paris gemacht?» Zuerst zuckt Walter etwas verlegen mit den Schultern, dann sagt er: «Ich war mich ja von London her schon an die grosse Stadt gewohnt. Man ist einsam und verloren, bis man einige Leute näher kennt, und dann habe ich das Theater entdeckt. Ich habe auch die Sprache schon besser verstanden. Und vom Theater bin ich dann nicht mehr losgekommen, bis zu meiner plötzlichen Heimreise.»

Als ob er dem müden Herrn hinter dem Tisch ein Stichwort gegeben hätte, sofort kommt Leben und Spannung in seine Gesichtszüge und allsogleich wird das Gespräch über die Pariser-Theater lebhaft. Walter sitzt schon längst am Tisch, hat ein Glas Wein vor sich und ist so heftig in den Diskurs verstrickt, dass er nicht einmal aufschaut, da Tina hereinkommt und mit erboster Stimme und energisch erklärt: «Also, wenn von Euch niemand Vernunft annehmen will, ich gehe jetzt ins Bett!» Ohne jeden Widerhall wendet sie sich um, geht hinaus und mit tappigen Schritten die Stiege hinauf.

Sie kommt nicht weit, die gute Tina, kaum hat sie in ihrer Kammer Licht gemacht, hört sie Schritte im Hausgang, die Ablösung von der Wache möchte auch etwas Warmes in den Leib und ob sie nicht einen Streifen Verbandstoff habe, wird gefragt.

Die Uhr ist ersoffen.

Bei hellichem Tag schlendert Walter in seiner arg mitgenommenen Feuerwehr-Uniform durch das Dorf, geht auf Vaters Uhrenladen zu und will eintreten, aber die Mutter gebietet ihm Halt: «Geh', bitte, hinten hinein. Jetzt habe ich eben den Boden gewischt. Du siehst mir nicht darnach aus, als ob du ihn noch heller polieren könntest.» «Auf alle Fälle, guten Morgen, Mutter», sagt Walter freundlich und schleicht ums Haus. Im ersten Stock hört er schon den Vater rufen. Walter schaut nur schnell herein und sagt: «Guten Tag, Vater, wie geht's? Ich muss zuerst ins Reinigungsinstitut.»

Frisch gewaschen und rasiert, in blütenweissem Arbeitskittel und pariserischen Sommerschuhen kommt er nach einer halben Stunde in die Stube hinein, setzt sich neben Vaters hochlehnigen Polsterstuhl und fragt: «Wie war die Nacht?» Der Vater, dem Aussehen und der Frische seiner Gesichtszüge nach, ein Mann in den besten Jahren, hebt seine verkrüppelten Hände und winkt resignierend ab: «Miserabel, kannst dir das ausdenken, bei dem Hudelwetter. Aber ich will nicht jammern. Es ist wieder Morgen geworden, trotz der Schmerzen und die Sonne scheint. Erzähl du mir lieber, wie es euch im Schiltli oben ergangen ist. Ich habe da schon allerhand vernommen. Im Laden reden die Leute von nichts anderem mehr, und meine Frau kommt alle Viertelstunden mit einem neuen Bericht. Jetzt möchte ich gerne hören, wie es dir ergangen ist.»

«Ich sage dir, grossartig», beginnt Walter zu reden, «so etwas hast du überhaupt noch nie gesehen, in deinem ganzen Leben nicht.» «He, he», protestiert der Vater, «ich bin in meinen jungen Jahren auch bei der Feuerwehr gewesen, habe nächtelang im reissenden Wasser gestanden, noch bei kälterer Luft.» «Ja, ja», unterbricht ihn der Sohn, «wenn ich dir aber sage, so etwas ist dir noch nie vor die Augen gekommen, dann stimmt's! Ich meine jetzt nicht das Wasser. Eine Zeitlang war es schlimm. Der Herr Johannes kann Gott danken, sein ganzes Leben lang nicht genug Gott danken, an ihm ist ein grosses Unglück gnädig vorübergegangen, wenn er jetzt nicht zusammensackt. Aber so etwas von einer Pendule, mit vergoldeten Verzierungen und elegant geschwungenen Füßen

und ein kostbares Werk, ein zauberhafter Klang bei jedem Schlag, das kannst du dir nur im Traum vorstellen.» «Wo», fragt der Vater, «ich habe gemeint, du seist die ganze Nacht im Wasser gestanden.» «Vom Wasser rede ich später, das kommt nachher.»

Und nun fängt Walter an, die Uhr zu beschreiben und die Schreibstube im Gaden neben dem Schiltli, den ergrauten Mann, der vor einigen Jahren aus der Stadt dorthin gezogen ist und ein Schriftsteller sein soll, auf alle Fälle ein überaus gescheiter, lebenserfahrener Mann, der Paris kennt, wie wir unser Dorf, der brisante politische Artikel schreibt für Zeitschriften und Magazine im Ausland. Der Vater hört ihm mit weitoffenen Augen zu, rückt dann und wann hin und her und vergisst fast gar seine Schmerzen. Vom Wildbach will er schon nichts mehr wissen. «Walter, die Uhr musst du mir kaufen», sagt er und hält seinen verkrümmten Finger vor die Nase. Sein winziges Bärtchen an der Unterlippe zuckt, «ich weiss einen Sammler, der zahlt dafür jeden Preis.»

Noch bevor der Sohn davon berichten kann, wie schwer diese zu bekommen sei, ruft die Mutter vom Laden her, und Walter muss sich seiner Arbeit und seinen Kunden widmen. «Du kannst dem Vater beim Mittagessen mehr erzählen», sagt die Mutter, «jetzt bist du schon den ganzen Vormittag fort. Ich muss jetzt kochen. Wer bezahlt uns schon den Ausfall? Gewiss nicht die Feuerwehr.» Und wer steht da im Laden mit einem kecken Näslein im Gesicht, ein kurzes Röcklein fein gefältelt, auf hübschen, sonnengebräunten, kräftigen Beinen und Schnallen an den Schuhen? Rosmarie, Stanis hübsches Töchterchen, lacht und strahlt, nestelt aus seinem eleganten Handtäschchen ein Päcklein und legt eine schwere Taschenuhr auf den Ladentisch. Walter besieht sich die Uhr, klappt geschickt den Deckel auf und stellt kurz und eindrücklich die Diagnose: «Ersoffen». «Ja eben», sagt das Mädchen, «Vater hat sie diese Nacht in der Tasche behalten. Ich habe nicht lange Zeit. Ich muss ein ganzes Fuder einkaufen. Wir haben nichts mehr im Brotkorb und nichts mehr im Rauchfang und auch die Kühltruhe ist leer. Wann kann ich die Uhr wieder holen?» Walter fragt: «Gut geschlafen, Rosmarie, schon wieder munter und auf den Beinen. Immer

frohgemut und heiteren Sinnes?» «Ja, ausgerechnet heute», schmolzt Rosmarie, «ich habe Vaters Wagen genommen, unser Haus sieht aus wie ein Kuhstall, die Mutter und Emmi sind am Putzen und Peter schöpft den Dreck mit Schaufeln aus dem Gang. Bruno hat natürlich seine Freude; ein so grosser Sandkasten vor dem Haus, das ist ein Vergnügen für ihn. Ja, und was soll ich jetzt dem Vater sagen, wir sehen vom Vorderschild aus nicht an die Kirchturmuhre.»

«Ja, die Uhr», meint Walter, «die muss jetzt zuerst ins Bad und dann wollen wir schauen, ob das Werk noch in Gang zu bringen ist. Sagen wir drei Wochen.» Ei, wie sich das hübsche Mädchengesicht verdüstert, wie der Mund sich zum Schmollen büschelt. «Vater schlägt mir den Melkstuhl auf den Kopf, wenn ich mit diesem Bericht heimkomme. Höchstens drei Tage hat er gesagt. Und wegen dem Preis hat er mir aufgetragen, geh zum Walter, der ist letzte Nacht dabei gewesen, der hat Verständnis für mein Unglück, vielleicht flickt er sie umsonst.»

«Ich will einmal hineinschauen», meint Walter bedächtig, «vielleicht kann ich sie auch früher in Stand stellen», und nachdem er sich nett und liebenswürdig verabschiedet hat, denkt er: «Wegen diesem Geschäft hätte ich ja nicht unbedingt sofort vom Vater weg und in den Laden rennen müssen.»

Herr Johannes ist krank, er redet kein Wort.

«Ich bin eigentlich noch recht robust», dachte Johannes am Tag darauf, da er in seiner Schreibstube die Ordnung wieder herzustellen versuchte, «ich habe die böse Nacht noch ordentlich überstanden.» Er dachte auch daran, dass er während all der Aufregungen vergessen hatte, die Tropfen und Pillen einzunehmen, die ihm der Arzt so nachdrücklich verschrieben hatte. Er wollte darum seine Arbeit unterbrechen und ins Haus hinübergehen, aber da kam der kleine Bruno die Stiege hinauf, schaute gespannt, ob Johannes am Schreibtisch sitze, und stieg dann fröhlich lachend die letzten zwei Stufen empor. Er brachte ihm die Post, Zeitschriften, Hefte und Briefe. Der Briefträger müsse nicht über das Geriegel und Geragel bis zum Schiltli hinüberklettern, habe die Mutter gesagt. Sie wolle ihm den Weg ersparen. Mit

Stolz überreichte der kleine Bub das Bündel und fuhr dann mit gewichtiger Stimme fort zu berichten, während Johannes die Zeitung öffnete und durchsah. «Heute kommt ein mächtiger Trax, hat Onkel Stani gesagt. Er hat ihn herbeibefohlen. Man kann doch nicht länger den Bach durch die Matten laufen lassen. Die Steine und das Holz und der ganze Dreck müssen doch vom Schwibbogen weggeschafft und das Loch untendurch wieder freigeschaufelt werden. Das mache alles das Baugeschäft und bezahle alles die Versicherung. Weisst du, wie lange das geht?».

Johannes öffnete inzwischen einen Brief und setzte sich an sein Pult. «Onkel Stani, hat gesagt», begann Bruno wieder zu reden, «du weisst alles.» Und da er keine Antwort bekam, trat er näher und fragte: «Ist doch wahr, du weisst alles.» Erst jetzt sah Bruno wie die Hand, die den Brief hielt, zitterte. Und noch immer bekam er keine Antwort. Dann schaute er dem Lesenden ins Gesicht und sah, wie starr der Blick auf das Papier gerichtet war und wie der Mann zusammengekrümmt auf dem Stuhl sass. «Du, Herr Johannes, schläfst du?» fragt er. «sag mir doch!»

Dann spürt der Bub, wie ihn die Angst packt. Er wendet sich ab und eilt wie ein Wiesel die Stiege hinab, rennt über alle Dreckhaufen ins Haus hinüber. «Tina, Tina», ruft er, «der Herr Johannes ist krank, er redet kein Wort mehr!»

«Schrei doch nicht so laut», ruft Tina aus der Küche, «niemand tut dir was zuleid.» Bruno in seiner Angst wiederholt mit gellender Stimme die gleichen Worte. Endlich begreift die Magd und versteht die Worte, eilt zu ihm hin: «Was habe ich gesagt? Schon seit Tagen habe ich gesagt, unser Herr ist krank! Ohne Grund geht unser Herr nicht zum Arzt. Oh je, oh je, wie kann der Doktor hier heraufkommen, keine Strasse, kein Weg, die Brücke übersarrt», diese Worte laut vor sich herrufend, springt sie über Pfützen in den Stall hinüber und dort die schmale Treppe hinauf.

Und was findet sie dort? Ihren verehrten Herrn Johannes am grossen Schreibtisch sitzend, die Ellbogen aufgestützt, die Hände an die Schläfen gedrückt, auf einen Brief starrend, der vor ihm liegt. Leise tritt sie näher, bückt sich, um sein Gesicht zu sehen und

fragt mit verhaltener Stimme: «Herr Johannes, ist Ihnen nicht gut?» Wie aus einem Traum erwachend, schaut Johannes auf, nimmt den Brief in die Hand und sagt: «Da kannst du sehen, was Remy wieder angestellt hat. Vom Polizei-Kommando Zürich bekomme ich diesen Brief. Sie haben ihn eingesperrt. Er sitzt hinter Gittern, der arme Bub. Ich weiss, wie das ist. Hört auf keinen guten Rat. Will nichts annehmen von den Erfahrenen. Nun muss er es selbst erfahren und durchbeissen.» «Jesses Gott, auch das noch», jammert Tina, «der junge Herr Remy, so ein hübscher und intelligenter Junge. Und macht Ihnen so viel Kummer. Aber jetzt ist Schluss! Jetzt wird gehorcht, Herr Johannes. Kommen Sie! Nehmen Sie meinen Arm! Ich stütze Sie und bringe Sie ins Bett. Sie sehen aus wie eine wandelnde Leiche. Nein, so was! Ein Unglück kommt doch nie allein. Bitte, Herr Johannes.» Unablässig redet sie auf ihn ein und führt ihn behutsam hinunter. Kann dabei ihren alten Ärger nicht verbeissen: «Diese vermaledeite Stiege, aus lauter Geiz hat der Stani sie nicht breiter gemacht.»

Hübsche junge Mädchen zur Auswahl.

Der Himmel hatte sich nun lange genug ausgetobt. Wie beschämt haben sich die Wolken hinter die Berge verzogen. Das blaue Zelt des Himmels wölbte sich von den schneebedeckten Gipfeln bis hinüber zu den Kuppen und Wäldern.

Zwischen Bergfreunden und Touristen eingeklemmt, stand Walter in der Kabine der Luftseilbahn und freute sich, wieder einmal in die Felsen hinauf zu steigen. Ein Uhrmacher kann doch nicht unaufhörlich auf winzige Bestandteile, Rädchen und Schraubchen starren. Er muss doch wieder einmal die Weite über alle Gipfel, die mächtigen Mocken, die satten Farben vor die Augen bekommen.

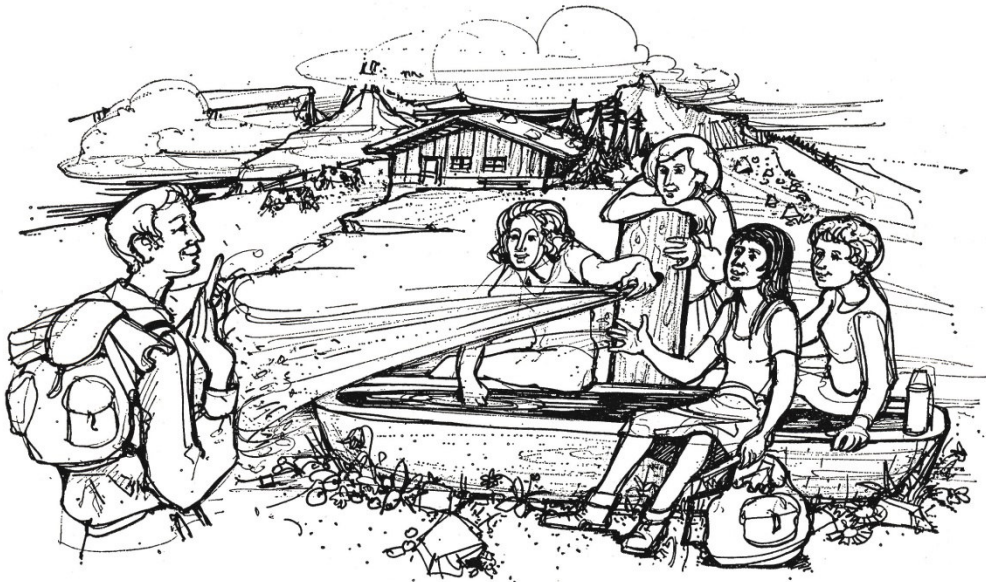
Langsam entknäuelten sich die zusammengedrängten Leiber. Die Kabine entleerte sich, Walter trat in die Strahlen der frühen Morgensonne hinaus, kümmerte sich nicht um Hinz und Kunz und begann sogleich im gewohnten Bergschritt den schmalen Weg zwischen Blumen und Gräsern hinaufzusteigen.

Das war ein Genuss. Kein schwerer Rucksack belastete ihn. Auf dieser Höhe war jeder

Schritt und jeder Atemzug eine Freude. Er wollte über die weite Alp wandern und dort in den Felsen klettern. Die scharfen Pfiffe der Murmeltiere begleiteten ihn. Dann und wann sah er kleine Rudel ängstlicher Gemsen springen und weiden, nur selten einen Menschen.

Da er in die Nähe der Alphütte kam, wollte er seine dickbäuchige Feldflasche füllen, sah aber den Brunnen von vier Mädchen belagert. Er hörte ihr Lachen, Plaudern und Singen und trat herzu. Da sie unentwegt auf dem Brunnenrand sitzen blieben, redete er sie an: «Was für ein lieblicher Anblick wird mir da zuteil? Hellblond, dunkelblond, kastanienbraun und schwarz, die blühende Ju-

sich fast gar mit Gewalt den Weg zum Brunnen erkämpfen. Alle redeten auf ihn ein. Fragten ihn, warum er so bemitleidenswert allein sei, wo er hingehen und was er suchen wolle. Er vernahm dabei auch, dass die vier Töchter für zwei Tage der mühsamen Arbeit im städtischen Spital entflohen seien und möglichst viel an Bergsonne und Alpenluft auftanken wollten. Das Mädchen, das ihn zuerst mit dem kalten Wasserstrahl begrüsst hatte, in ihrem giftgelben Hemd, grünen Hosen und roten Strümpfen sich inzwischen keck auf den Brunnenstock gesetzt hatte, überliess nun den andern das Necken und Spassen. Es schaute über die Köpfe hinweg zum Gletscher hinüber, der weitem die ande-



Blitzschnell bespritzt ihn das Mädchen mit einem kräftigen Wasserstrahl.

gend in allen Farben.» Die Schwarzgelockte gab lachend zurück: «Und zu ihnen kommt nur ein einziger Mann. Warum so allein?» «Ich bin auf der Suche», sagte Walter und zwinkerte mit dem rechten Auge. Die Hellblonde breitete die Arme aus und deutete auf ihre Kameradinnen: «Hier haben Sie Auswahl! Oder wollen Sie gleich das ganze Paket mitnehmen?»

So ging das Geplänkel hin und her. «Nur einen Schluck Wasser», sagte Walter und nestelte seinen Rucksack auf. Blitzschnell legt die Braune ihre Hand an die Röhre und bespritzte ihn mit einem kräftigen Strahl: «Das können Sie haben!» Das Lachen und Necken wurde übermütig. Walter musste

re Bergseite bedeckte.

Walter wäre gerne mit dieser oder mit einer der andern weitergewandert, aber in den Felsen auf vier junge, hübsche Mädchen aufpassen, das war nicht ganz nach seinem Plan. Schon diese kurze Stunde Verzögerung stellte seine Absichten in Frage. Also stieg er, nach freundlichem Abschied, die Anhöhe hinauf, über das Karrenfeld und entschwand ihren Blicken und Rufen.

Nach mühseliger und kitzlicher Kletterei trat Walter auf eine mit sattem Grün bewachsene, ebene Wiese voller Blumen, durch die ein lauterer Bächlein rann. Eine Überraschung besonderer Art, inmitten von schroffen und zackigen Felsen dieses Blumenwun-

der zu finden. Von dort führte ein schmaler Weg zwischen Steinen und Felsen empor und sollte, nach Walters Ahnung, bis an den Rand des Gletschers reichen. Voller Freude setzte er sich ins Gras und hielt ergiebig Mittagstrast. Und weil er tags zuvor all zu gemütlich und lange im «Sternen» bei seinen Freunden gesessen hatte, übermannte ihn der Schlaf und hielt ihn gefangen, bis ihn die Kühle aufweckte.

Eine Nacht im eisigen Gletscherwind.

Dunkel war es und blieb es, auch da er den Hut vom Gesicht nahm, mit dem er sich vor den grellen Strahlen der Sonne geschützt hatte. Nebel, dunkler, dichter Nebel lag in der Mulde. Kein Vogel war zu sehen, kein Stein, nur ringsum Milchsuppe. Walter schaute auf seine Uhr und erschrak. Hatte er die schönste Zeit des Tages verschlafen? Unmöglich, in dieser grauen Brühe den Abstieg zu finden. Er nahm seinen warmen Pullover aus dem Rucksack und schlüpfte hinein, begann einige Turnübungen zu machen, um einen klaren Kopf zu bekommen. «Also, hat's dich erwischt, Siebenschläfer», dachte er, «und nun sitze ich in der Tinte. Nur nichts überstürzen. Zuerst überlegen. Der Nebel wird keine acht Tage hier hängen bleiben. Brot habe ich genug und von der Dauerwurst habe ich kaum die Hälfte gegessen.»

Wie er so dasteht und sinnt, ist ihm, als höre er den Ruf eines Vogels. «Möglicherweise bin ich am obereren Rand dieser Wolke.» «EEEE ... UUUUU», hört er und denkt, das ist doch kein Vogelschrei.

Er sucht am Rande der Wiese nach dem Geissweg, den er beim Heraufkommen gesehen hat, hält immer wieder inne und lauscht. Und wieder hört er von weither diesen Ruf: «EEEE ... UUUUU.» So schreit doch kein Vogel und kein Tier. Wenn das eine menschliche Stimme wäre? Auch im Nebel verloren? Im Nebel ist schwierig, die Richtung auszumachen, woher ein Ruf kommt. Einmal scheint er von rechts, dann wieder von oben zu kommen. Er sieht kaum ein paar Meter weiter, glaubt nun aber doch, den Pfad gefunden zu haben und steigt in die Felsen ein.

Stotzig ist dieser Weg und mühsam, aber immer wieder schlängelt er sich zwischen den Steinen empor. Langsam wird es heller und sichtiger. Da er stillsteht und das heftige

Atmen zurückhält, hört er wieder: «EEEE ... UUUUU» und dann «OO ... EEEEE ... UUUUU». Walter beschleunigt seinen Schritt, folgt dem Geissweg ohne zu wissen, wohin er führt. Er ahnt nur, dass er dem Ruf näher kommt.

Wahrhaftig, er sieht durch die fahrenden Fetzen Schnee. Er springt über einen tiefen Graben auf das Eis und geht in die Richtung, aus der er den Ruf zu hören glaubt. Wieder deckt ihn eine Wolke ein. Und da er vorsichtig weitergeht, entdeckt er vor seinen Füßen ein Stück weisses Blech.

«Das kann noch nicht lange hier liegen», denkt er, «die Sonne hätte den Schnee geschmolzen. Er hebt es auf und wird nicht klug. Und nun hört er wieder den heiseren Schrei: »Au secours!«

Jetzt weiss er, da ruft ein Mensch um Hilfe. Wieder findet er Blech- und Eisenteile. Und wie ein Wunder verschwindet der Nebel. Brandgeruch steigt ihm in die Nase. Und dort, am Rand des Gletschers, dort, wo die Wand senkrecht aufsteigt, liegt ein schwarzer Haufen und steigt Rauch auf. «Ein Flugzeug», denkt Walter, «ein zertrümmertes, ausgebranntes Wrack.» Dann sieht er die menschliche Gestalt, wohl hundert Meter davon auf dem Schnee und eine Spur, als ob sich der Mensch bis dorthin geschleppt hätte. Er springt und rennt, wäre fast gar in die Gletscherspalte gefallen. Er muss sie vorsichtig umgehen. Er ruft, ruft wieder. Aber keine Stimme gibt ihm Antwort. Nur das Echo von den Felsen kommt zurück.

Nun hat er sie endlich erreicht. Er kniet sich hin und sieht ein zerschundenes Mädchengesicht im Kranz zerzauster, wirrer Haare, von Schmerzen gepeinigt. Das bunte, blumenverzierte Kleid an der Schulter aufgerissen und blutverschmiert. Ein leichtes Sommerkleidchen, aus dem ein geschwollenes Knie und ein abgewinkeltes Bein hervorragt. Walter legt seine Hand auf die Stirne, auf die geschlossenen Augen und fühlt noch Wärme. Er gräbt nach sauberem Schnee und reibt damit die Wangen. Er sieht, wie die Brust sich hebt bei unregelmässigen Atemzügen. Sie lebt! Walter denkt nicht daran, wo er sich befindet, dass er stundenweit von jeder menschlichen Behausung auf dem Gletschereis kniet. Er sieht nur das hilflose Mädchen in seiner Ohnmacht. So darf sie ihm nicht

einschlafen und dahinsterben. Er reisst den Rucksack von seinen Schultern, die Jacke, den Pullover vom Leib und deckt sie zu. Dann sucht er mit hastigen Griffen nach seiner Cognacflasche und reibt ihr damit die Stirne ein und die Lippen. Der starke Geruch bringt sie zum Husten und sogleich verzieht sich ihre Miene schmerzhaft. Er beginnt sie mit Schnee einzureiben, die Arme, die Füsse. Ein eleganter Spangenschuh sitzt noch am Fuss. Der Strumpf ist zerrissen, das Bein zerschunden.

Walter sieht, dass das Bein am Oberschenkel gebrochen ist. Mit der Schnur vom Ruck-

er ein Stück aus den Trümmern holen. Überhaupt, daran hat er noch gar nicht gedacht, können auch noch andere Flugpassagiere am Leben sein. Jetzt stürmt ein Hagel von neuen Gedanken auf ihn ein. Wie soll er sie warmhalten eine ganze Nacht lang, hier, zwei Stunden ob Holz?

Mühsam richtet er sich auf. Sein Rücken schmerzt, im blossen Hemd, im Zug des Windes. Er eilt hinauf, der Spur entlang und gewahrt, dass sie sich liegend fortgeschleppt hat. Mit Schmerzen wohl und in dem entsetzlichen Schrecken. Vor ihm liegen die verkrümmten und ausgeglühten Teile. «Kein



Mit dem Cognac aus seiner Flasche befeuchtet er ihr Stirne und Lippen.

sack bindet er beide Beine zusammen. Ein Glück, dass der Nebel immer tiefer sinkt und der Himmel sich aufhellt. Er untersucht die Wunde an der Schulter, hebt sachte den Arm. Das scheint schlimm zu sein. «Vielleicht», denkt er, «spürt sie den Schmerz weniger, wenn ich den Arm jetzt fixiere, während sie in Ohnmacht liegt.» Jetzt, da er ihr das Blut aus dem Gesicht gewischt hat, ist sie wie ein schlafendes Kind anzusehen mit ihren hochgebogenen Brauen, den langen dunkeln Wimpern und dem schmalen, vollippigen Mund. «Ist doch jammerschade um das schöne Kind», denkt Walter. «Aber was mache ich, wenn sie erwacht. Kann ich sie drei Stunden weit tragen, sie quälen mit jedem Schritt?»

Aber zuerst muss er sie jetzt auf eine trockene Unterlage bringen. Das dünne Seidenkleidchen hält nicht warm, sie liegt ja sozusagen bloss auf dem Schnee. Vielleicht kann

grosses Flugzeug», denkt Walter, «ein Zweisitzer vielleicht.» Und doch liegen die Trümmer weit auseinander. Ein Bruchstück eines Flügels scheint ihm geeignet. Er hebt ihn auf und prüft ihn. Unterdessen hört er das Summen und Dröhnen eines Flugzeuges. «Ein Pilatusporter auf Probeflug», denkt er, und schon ist er hellwach, «ich muss ein Signal auslegen. Man wird wohl das Flugzeug vermissen und suchen.»

Hastig reisst er an den Stücken. Aber mit blossen Händen kann er nur wenig aus dem Gewirr freibekommen. Ein Männerschuh liegt im Schnee oder der Rest, den die Glut übriggelassen hat. Hier ist kein Leben mehr, nichts mehr zu retten. Walter rennt mit dem Flügelstück zu dem Mädchen hin. Legt sie möglichst behutsam darauf. «Ich kann sie bis an den Gletscherrand wie auf einem Schlitten ziehen», fährt es ihm durch den Kopf. «Aber

wie bringe ich sie über den Graben und die Schutthalde hinab?»

Während er die Ohnmächtige aufhebt, um sie auf den abgebrochenen Flügel zu betten, erwacht sie und schreit laut auf vor Schmerz. Ihre Augen öffnen sich. Sie starrt in sein Gesicht. Von Schrecken gelähmt, lässt sie alles mit sich geschehen. Ein heiseres Stöhnen entringt sich ihrer Kehle, dann formt sie ein Wort: «Canaille!» Aus der Tiefe des Tales steigt schon die Dunkelheit auf, die hohen Berge beginnen sich zu röten, leuchten noch einmal in schönstem Glanze auf.

Wieder ist das Gebrumm des Flugzeuges zu hören, diesmal näher. Walter sucht den Himmel ab. Weit entfernt zieht es seine Kreise. Er nimmt der armen Frierenden den schützenden Pullover und die Jacke weg und winkt. Winkt, bis ihm die Arme schmerzen und bis der Flieger ausser Sichtweite gerät. Dann deckt er sie wieder zu, und legt sich neben sie, um ihr Windschatten zu bieten, beginnt mit ihr zu sprechen. «Wie gut kann ich jetzt mein Französisch gebrauchen», flüstert er ihr zu und fragt: «Haben Sie Durst? Können Sie etwas essen? Sie müssen Wärme bekommen.» Endlich löst sich der Krampf in ihrem Gesicht. Sie fragt: «Mein Bruder! Wo ist mein Bruder?»

In all der Not muss er ihr nun von dem grausamen Tod ihres Bruders berichten. Er sagt ihr die Wahrheit, aber behutsam und mit Feingefühl. Zuerst erklärt er ihr, wie er sie gefunden hat, wo sie sind, und dass schon ein Flugzeug nach ihnen Ausschau halte. In seinem Bericht kommt allerdings der Flieger als ein Rettungsflugzeug vor und bedeutend näher. Sie kann den rechten Arm nicht bewegen. Also reicht er ihr die kleinen Bissen Brot und die Stücklein Wurst wie einem gelähmten Kind.

«Ist er verbrannt, mein Bruder?» fragt sie. «Ja, aber davon hat er nicht gelitten. Der Aufprall auf den Felsen hat ihn schmerzlos gemacht vor dem Feuer», sagt er und berichtet, als ob er alles miterlebt hätte. Er redet wieder vom Flieger, der nun, da die Dämmerung hereinbricht, seine letzten Kreise zieht und tatsächlich über den Gletscher fliegt. Walter springt wieder auf, winkt und ruft. Er denkt nicht daran, dass das Heulen des Motors sein Schreien übertönt. Aber er sieht, wie das Steuer am Schwanz herumschwingt

und wie das Flugzeug bald an Höhe verliert und im Nebelloch verschwindet.

Vorsichtig kommt er zurück, schaut auf die bewegungslose Gestalt, hofft, sie sei eingeschlafen. Das wäre ein Glück für sie. Er könnte dann im letzten Dämmerlicht auf die Suche gehen, um etwas zu finden, das ihnen Schutz vor dem kalten Bergwind bieten würde.

Er sieht, wie ihr Tränen über die Wangen rinnen. Und doch geht er von ihr fort. «Wenn mich der Pilot nicht gesehen hat, dann dürfen wir den Gletscher nicht verlassen», denkt Walter, «das ist die einzige Möglichkeit gesehen zu werden, wenn sie am Morgen wieder suchen. Sie darf mir jetzt nicht erfrieren. Ich weiss ja nicht, wie viel Blut sie verloren hat, bevor sie über den Schnee gekrochen ist.»

Nach langer Zeit taucht aus der Dunkelheit das Licht seiner Taschenlampe auf, kommt er zurück mit einem Flügelteil und einem Zeltstück, das weitab im Schnee gelegen hat. Es ist eine jämmerliche Hütte, die da von Walter zurechtgezimmert wird. Er, trotz der Anstrengung frierend, mit klapperndem Kiefer, aber doch ein Unterschlupf. Nun, da er sich neben sie hineinzwängt, denkt er erstmals an sich selber, trinkt einen kräftigen Schluck und grübelt sich etwas zum Beissen aus dem Rucksack. «Ich danke Ihnen, Sie sind ein guter Mensch», hört er ihre Stimme, «ohne Sie wäre ich jetzt tot ... wie mein Bruder.» Er lässt sie reden, spricht kein Wort, auch nicht in den langen Pausen, die folgen. Er legt seine Hand unter ihren Kopf, um ihr etwas Wärme zu geben. Sie wird steif und kalt. Lang ist eine Nacht ohne Schlaf und in der Kälte des Bergwindes. Länger als der Bericht über ein junges, wohlbehütetes Leben, das nun, unerreichbar für alle Freunde und Helfer, zu erlöschen droht.

Wie die Angst die Herzen plagt.

Lang ist auch eine Nacht der Angst, der Ungewissheit und verwirrter Gedanken. Vater Albert, bereits gewohnt, jede Nacht nach kurzem Schlummer von Schmerzen geweckt zu werden, dem Ziehen und Bohren in den Gelenken abzapfen, lag geduldig in seinem Bett, suchte mit Bärsten und Ächzen eine bequemere Lage zu finden. Aber seine Frau Anna, im lebhaften Temperament ihrer guten Jahre, im Widerstreit von Zorn und tau-

send Ängsten vermochte nicht den Mund zu halten. Immer wenn sie hörte, wie der Mann neben ihr sich bewegte, begann sie wieder zu sprechen: «Aber er hätte doch telefonieren sollen. Walter muss sich doch ausdenken, dass wir in Sorgen sind. Das ist doch heutigentags kein Problem, bis in die obersten Hütten hinauf ist doch das Telefon eingerichtet. Also muss er irgendwo abgestürzt sein. Albert, wir müssen etwas unternehmen.» Beim nächsten Erwachen sieht Albert seine Frau im Morgenrock um sein Bett tanzen und hört: «Wenn er zurückkommt, der Walter, und wieder so hereinschleicht, als ob nichts geschehen wäre. Ich weiss nicht, ob ich ihm nicht eine herunterhaue, dass er die Sterne am hellen Tag gumpen sieht. So eine Rücksichtslosigkeit! Dabei hat er mir versprochen, Bericht zu geben, sobald er bei Leuten ist. Und du liegst da und sagst kein Wort. Was machen wir ohne ihn? Den Laden verkaufen und am Hungertuch nagen? In einer winzigen Wohnung das Elend hüten? Aus dem Fenster gaffen und zuschauen, wie andere Leute im Wohlstand ersticken? Habe ich nicht genug Kummer mit deiner Krankheit? Zuschauen, wie du dich quälen musst? Hundertmal im Tag die Stiegen hinauf und hinabrennen, wie ein Eichhörnchen in der Trommel. Ist das ein Leben?»

Albert, dem diese Reden die empfindlichen Nerven entzünden, versucht noch, sie zu beruhigen: «Du weisst doch, Anna, unser Walter ist ein vorsichtiger, berggewohnter Kerl, er ist eben vernünftig und rennt nicht in die Gefahr hinein. Eher bleibt er in einer Hütte und schläft, bis er wieder gute Sicht hat. Morgen, oder besser gesagt heute, sitzt er wieder fleissig an seiner Werkbank und deine Angst und dein Jammern ist für die Katz. Nimm ein Schlafpulver oder einen kräftigen Schnaps. Wenn es hell wird, sieht alles wieder ganz anders aus.»

So ging im Uhrmacherhaus die Nacht vorbei, kam die Dämmerung auf, fielen die ersten Strahlen der Sonne auf das friedliche Dorf. Aber kein Walter kam auf die Ladentüre zu oder schlich hinterrücks zur Haustüre herein, wie dies dann und wann, nach einer lustigen Nacht geschah. Mutter Anna, kaum hatte sie ihrem gepeinigten Mann die Medizin zurechtgemacht, stürmte in den Laden, griff zum Telefon und verlangte den Polizei-

Kommandanten, meldete sich und verlangte, dass sofort eine Rettungskolonie aufgeboden werde. «Ja, wohin ist er denn gegangen?» fragte der Kommandant. «Das weiss ich doch nicht», schrie Frau Anna in die Sprechmuschel, «er sagt ja nie, wo er hingeht. ‘Obsi’, sagt er jedesmal und sonst nichts.» «Wir sollten schon nähere Angaben haben», kommt die Stimme aus dem Hörer, «wir haben nicht so viele Leute, dass wir nach allen Seiten ausstrahlen, den ganzen Kanton absuchen können. Aber gedulden Sie sich. Wir wollen uns erkundigen, ob er irgendwo gesehen worden ist. Ich gebe wieder Bericht.» Mit eher bescheidener Stimme bedankte sich die aufgeregte Frau und legte den Hörer auf.

Frau Anna, die sonst ihrem Mann mit so viel Sorgfalt in die Kleider hilft und ihm seine Kissen im Polsterstuhl ausschüttet und richtet, hatte an diesem Morgen wenig Zeit für ihn. Die hilfreichen Hände waren härter im Zugriff. «Wo nehmen wir nun das Geld her für Deine Medizinen und Badekuren, wenn Walter auf dem Friedhof liegt», jammerte die verängstigte Frau, «oder wenn ihn in einem Tobel die Raubvögel zerhacken.»

Mit bestimmtem Tonfall, ja fast gar unwirsch fuhr Vater Albert dazwischen: «Jetzt mach aber einen Punkt. Deine Phantasie rennt wieder einmal mit dir davon. Ich denke, Walter ist im Nebel stecken geblieben, hat in einem Heuschöber übernachtet. Hast du nicht gesehen, wie früh gestern die Nebel um die Berge gestrichen sind?»

«Ich habe nicht Zeit wie du, den Himmel zu betrachten. Ich muss auf dem harten Boden stehen und schauen, dass alles seinen rechten Lauf nimmt. Warum geht er fast immer allein. Hat doch gute Kameraden und die Mädchen zanken sich darum, einmal mit ihm in die Berge zu gehen. Die Susanne, die fragt ja jede Woche. Aber nein, mutterseeleallein will er hinauf.» Albert wagte noch zu sagen: «Mit der Susanne wäre er auch nicht schneller vorwärts gekommen oder früher heim.» «Ja, das kannst du jetzt sagen», gab die erboste Frau zurück, «aber mit ihr hätte er auch nicht so waghalsig und hoch hinaufsteigen können, die hätte ihn schon auf halber Höhe abgebremst, so ein nettes liebes Mädchen. Jetzt hat sie schon fünf Uhren zur Reparatur gebracht, innert einem Jahr. Ein Mädchen aus so guter und habli-

cher Familie. Sie kann sich auch eine Halskette und ein Armband leisten und wählt mit Geschmack immer das schönste Stück.»

Ein Glück nur, dass Frau Anna in den Laden gerufen wurde. Sich mit den Wünschen der Kunden befassen musste, ihr nettes Lächeln aufsetzen und dadurch abgelenkt wurde. Sobald sie jedoch die Ladentüre geschlossen hatte, kam sie wieder in die Stube hinauf, begann eine Arbeit, liess sie wieder liegen, huschte in die Küche, konnte sich nicht entschliessen, was sie kochen sollte und redete wieder auf ihren Mann ein: «Mich nimmst nur wunder, wofür die Polizei auf der Welt ist. Ich habe die grösste Lust anzuläuten. Wenn ich einen Tag zu spät meine Velonummer löse, dann, ja dann sind sie auf dem Posten.» «Bedenke doch», unterbrach Albert ihre bittere Sprache: «Deine Velonummer, die ist fein säuberlich in der Kartothek. Die kann ein Fräulein mit einem Griff herausziehen, aber dem Walter in alle Himmelsrichtungen nachrennen, das braucht Zeit. Warum hast du ihn nicht gefragt, wohin er geht.»

«So, das ist jetzt noch der Gipfel», sagte die Frau und blieb trotzig vor ihm stehen, «jetzt muss ich noch schuld sein. Wenn er am Morgen in aller Herrgottenfrühe, die Schuhe in der Hand, die Stiege hinabschleicht, lautlos, wie eine Katze, er kennt jede Stufe, die einen Ton von sich gibt, wie kann ich ihn fragen? Oder soll ich in der Nacht vor dem Tag, da der Laden geschlossen ist, auf der Hausstiege sitzen und warten bis er kommt, he?»

Daraufhin verzichtete Albert, am Gespräch weiterhin teilzunehmen. In seinem Innersten war er auch nicht so tapfer, wie er sich den Anschein gab. Auch er spürte, wie die Angst in ihm zitterte und ihm immer mehr die Kehle zuschnürte. Jetzt, schon gegen Mittag, wurde auch ihm das Warten zur unerträglichen Qual. Walter hatte sonst immer rechtzeitig Bescheid gegeben. Er wusste doch, wie ängstlich seine Mutter war und wie sie sich in alle Lüfte hinauf verlor. Er hätte gewiss angerufen, wenn er eine Möglichkeit gehabt hätte. Also musste er jetzt noch weitab von jeder Behausung, tot oder lebendig in den Bergen sein.

Schrill zerriss der Telefonglockenton die Stille. Vater Albert wollte aufspringen und

hineilen. Aber seine Schmerzen bannten ihn an den Stuhl. Wie im Flug kam Frau Anna aus der Küche, erfasste den Hörer, dann griff sie sich ans Herz, zog einen Stuhl in die Nähe und setzte sich bleich und gespannt lachend hin. Sie fragte nur: «Lebt er? ... Auf welchem Gletscher? ... Seit wann?» Tausend Fragen wollte sie noch stellen, aber plötzlich blieb die Leitung stumm. «Allmächtiger Gott», seufzte die Frau und starrte auf den Boden. Die Beredsame, die um Worte nie verlegen war, jetzt musste Albert fragen und bitten und ihr jedes Wort abbeteln. Endlich begann sie: «Frag mich nicht, ich habe die Hälfte nicht verstanden. Die Rettungsflugwacht. Das Fräulein sei im Spital und werde operiert ... Walter sei auf dem Heimweg, zu Fuss ... Sie hätten ihm Proviant mitgegeben und Schnaps.» Die krummen Finger Alberts gruben sich in die Polster seiner Armlehnen. Hochaufgerichtet schaute er auf den Mund seiner Frau, bis er zurücksank und sprach: «Dann lebt er also! Gott sei Dank und Lob!»

Ein glückliches Wiedersehen.

Der zweite Anruf kam viel später. Zuerst erkannte Frau Anna die Stimme ihres Sohnes nicht, so rau und heiser war sie. «Tut mir leid, Mutter, ich konnte nicht früher ein Telefon erreichen. Es geht mir gut, nur ein wenig erkältet. Ich bin schon nahe der Bergstation. Richte mir eine gute, warme Suppe. Ein Flugzeug ist abgestürzt. Ich konnte nicht davonlaufen. Grüss mir den Vater! Ich komme bald!»

Aber so schnell liess ihn die Mutter nicht vom Draht. Sie wollte alles wissen und fügte noch Ermahnungen hinzu. Und dann vergass sie das Kochen, die Medizinien. Vater Albert spürte sogar seine Schmerzen nicht mehr. Und wieder schrillte die Glocke. Die Polizei wusste nun genau Bescheid, beruhigte die Frau, beantwortete auch die allerletzte Frage und fügte noch bei: «Ihr Sohn hat sich grandios eingesetzt. Sie können stolz sein auf Walter, das ist ein Kerl!» Wie Balsam auf die Wunde flossen diese Worte in ihr Bewusstsein. Zum ersten Mal an diesem Tag hellten sich ihre Züge auf und glitt ein Lächeln über ihr Gesicht.

Dann drangen die Gerüchte in das Dorf, wurden von Frau zu Mann weitergegeben. Das Radio brachte die Meldung. Leute, die

noch nie im Uhrenladen erschienen waren, strömten herzu.

Mit schwarzen Flecken und Striemen auf der Jacke, die Strümpfe zerrissen, das Hemd verschmiert, kam Walter vom Bahnhof, nahm den Weg durch die hintere Gasse und trat auf der Rückseite ins Haus. Tatsächlich, sie hörten Walters schwere Schritte die Stiege hinaufkommen. Die Mutter fiel ihm um den Hals, drückte hin an sich, als wollte sie ihn nie mehr loslassen. Das hatte sie seit seinen Bubenjahren nicht mehr getan. Dann strich sie ihm mit der Hand über die Wan-

achtete und ihn mit hundert Ermahnungen ins Bett bugsierte.

Drei Tage lag er im Fieber, sein Husten bellte durch alle Zimmer und alle Nachtstunden. Frau Anna pendelte zwischen den beiden Patienten hin und her und wurde immer wieder in den Laden gerufen. Keine Mühe war ihr zuviel und kein Stiegenschritt. Sie hatte ihren Sohn wieder und auch ihre beschwingte Lebensfreude. Mit Sorgfalt packte sie die heimgebrachten Edelweisse und Alpenrosen in Seidenpapier und eine hübsche Schachtel, adressierte sie an das Fräulein Ju-



Daheim in der Stube überkam den jungen Mann eine lähmende Müdigkeit.

gen. Und weil ihr die Tränen den Verstand verstopften, wusste sie nichts anderes zu sagen als: «Nein, was hast du für einen Stoppelbart.» Dann aber holte sie die Suppe mit Zwiebeln und Schnittlauch und einem saftigen Braten aus dem Backofen. Der Tisch war nahe an Vaters Lehnstuhl gerückt, damit Albert auch ganz gewiss jedes Wort mitanhören und verstehen konnte.

Hier, daheim in der Stube, bei dem Berichten und Erzählen überkam den jungen Mann eine lähmende Müdigkeit. Immer wieder rutschten seine Lider über die Augen herab, aber er reckte sich und wollte den Beiden mit seinem genau geschilderten Erlebnis alle überstandenen Ängste vergelten, bis die Mutter seinen krummen Rücken, die aufgestützten Arme und den gesenkten, roten Kopf be-

lienne Gardelle und sandte sie in das Spital in der Stadt. Sie hätte noch so gern in das verschlossene Couvert hineingeschaut, das Walter hineinlegte, aber sie verschnürte tapfer das kleine Paket und brachte es auf die Post.

Bis zum Ende der Woche blieb Walter innerhalb der vier Mauern des Hauses, hantierte in seiner Werkstatt, ordnete Schubladen und sortierte Bestandteile, zu einer exakten und heiklen Arbeit war er noch nicht aufgelegt. Das Brummen im Kopf und der Schmerz in den Gliedern wollten nicht weichen. Am Sonntag aber meldete er sich zu einem Besuch an und fuhr mit dem Zug in die Stadt. Lange musste er suchen, bis er das richtige Gebäude und darin das Zimmer fand. Nach einem längeren Frag- und Antwortspiel mit der Oberschwester klopfte er

behutsam an die Zimmertüre, öffnete vorsichtig und sah das verunglückte Fräulein hübsch zurecht gemacht, das zarte Gesicht in einem Kranz aufgelöster Haare, die Augen geschlossen und selig schlummernd. Seine Alpenrosen standen verblüht in einer kleinen Vase auf dem Nachttisch. Von einem hohen Gestell hing ein dünner Schlauch herab auf ihren Arm. Bleich und zart war ihre Haut und auf eigene Art durchsichtig. Er schaute in ihr schlafendes, wohlgeformtes Gesicht und dachte zurück, da er in äusserster Spannung auf das erste Lebenszeichen gewartet hatte. Jetzt war keine Spur von Blut, keine verklebten, zerrauten Haare, kein Schrecken mehr wahrzunehmen. In tiefem Frieden lag sie da. Von der Oberschwester hatte er vernommen, dass die Eltern gekommen waren und gestern wieder abgereist. Niemand würde ihn stören. Er hatte Zeit zu warten und zu beobachten, wie sich ihre Züge belebten, wie sich die Miene verfinsterte und aufhellte und wie der Schmerz Gewalt über sie nahm. Die rechte Schulter war unter einem klobigen Verband begraben.

Für diesen Besuch hatte sich Walter mit seinem feinsten Hemd, mit der schönsten Cravatte und dem besten Anzug ausgerüstet, mit seinem Pariser Festtagskleid. Mit einer ansehnlichen Eleganz sass er auf dem rotbespannten Stuhl und ging in Gedanken durch das ganze Leben dieses Mädchens, wie es ihm in jener langen, kalten Nacht in Bruchstücken erzählt hatte. In seinen Fieberträumen daheim waren eindringliche Bilder aus diesem Leben vor seinen Augen gestanden, die Kinderspiele im Park am Meer, die Gäste im Stadthaus in Dijon, die tollen Ritte mit ihrem Bruder durch die Felder und Wälder des Burgunds, ihre Freundschaft mit dem alten Weinkenner und Kellermeister, der sein Leben zwischen hohen Fässern verbrachte und beim Schein einer Kerzenflamme Geschichten erzählte, von denen sie nie wusste, ob sie wahrhaftig erlebt worden sind. Der gestrenge Vater, durch die Weinberge schreitend, die Arbeit der Winzer prüfend, der jeden beim Vornamen herbeirief und ihnen fehlerhafte Schnitte zeigte, mit offenem Kragen und ohne Hut tagelang in der prallen Sonne stand. Die Mutter, die während den Reisen ihres Mannes noch spät abends zu ihr ins Zimmer

kam, mit Beeren und Rahm und mit tausend spassigen Plänen im Kopf.

Nun hoben sich die zarten Lider in dem schmalen Gesicht. Nur soweit, dass Walter die braunen Augensterne erahnen konnte und plötzlich hob sich der Kopf vom Kissen, weitgeöffnet schauten ihn die grossen Augen an, dann sank der Kopf wieder zurück. «Walter», flüsterte sie, «sind wir beide gerettet?» Ein Staunen breitete sich über ihre Züge aus. Ihre Blicke glitten suchend über ihn hin. «Sind Sie Walter?» fragte sie leise, «Sie sind gekommen! Ich danke Ihnen!»

Und später, da schon seine Hand auf ihrem Arme lag und er sich über sie beugte, «ich danke Ihnen schon die ganze Zeit, seit ich die Erinnerung wieder gefunden habe.» Walter legte ihr die Hand beruhigend auf die Stirne. «Bleiben Sie still liegen, Julienne, wir haben Zeit. Nur keine Aufregung, die Ihnen schaden könnte.»

Leise wurde die Türe geöffnet. Plötzlich stand eine Krankenschwester neben ihm, eine hohe, schlanke Gestalt mit einem freundlichen Lächeln, die wilden Haare unter ein Häubchen gezwängt und sagte: «Entschuldigen Sie, Fräulein Gardelle bekommt ihren Tee.» Etwas verdattert zog sich Walter auf seinen Stuhl zurück. Hörte ein Summen und sah, wie sich das Kopfpolster des Bettes hob und wie Julienne liebevoll und zärtlich bedient wurde. Sah auch, wie die Pflegerin dann und wann einen Blick über die Schulter auf ihn richtete. Dann zupfte sie da und dort an den Kissen, legte geschickt und mit gewandten Händen die Decke in Falten und sagte beim Hinausgehen: «Sie wissen, dass der Arzt nur kurze Besuche gestattet.»

Walter vermeinte dieses Gesicht schon irgendwo gesehen zu haben, schluckte die bittere Pille ohne ein Wort und blieb sitzen. Die Verzauberung des ersten Wiedersehens war verflogen. Julienne lag müde und erschöpft in dem weissen Bett, vermochte aber kaum seinen aufmunternden Worten zu folgen. «Schlafen Sie jetzt, Julienne», sagte er leise, «schlafen Sie so selig wie vorhin. Dann werde ich gehen ... und wiederkommen.» «Merci, mille et mille fois», flüsterte sie und versank wieder in einen Traum. Der junge Mann konnte sich nicht von diesem Bild trennen. Schweigend sass er da und betrachtete das ruhende Mädchen, bis ihn die Oberschwester

an der Schulter berührte und ihm mit einem Wink zu verstehen gab, dass seine Zeit längst überschritten sei.

Da er bei der Lifttüre auf die Kabine wartete, eilte die junge Krankenschwester an ihm vorbei und schenkte ihm ein frohes und verständnisvolles Lächeln. «Das Gesicht habe ich schon irgendwo gesehen», dachte Walter.

Kaum hatte er die Kabine betreten, wurde die Türe noch einmal aufgemacht und die Schwester kam herein und fragte: «Darf ich gleich mit Ihnen hinabfahren?» «Ja, selbstverständlich, gerne», sagte Walter, «ist mir ein grosses Vergnügen, mit einer so besorgten Schwester hinunterzugleiten.» «Haben Sie gefunden, was Sie gesucht haben?» Walter zögerte einen Augenblick: «Ja, Sie haben's ja gesehen. Sie waren doch vorhin im Zimmer.» «Ach so, Sie haben Fräulein Julienne gesucht», meinte ein wenig spöttisch die Schwester, «dann sind Sie ja glücklich!» Bevor er noch ein Wort aussprechen konnte, blieb die Kabine stehen und die Schwester eilte um die Ecke.

«Ich verstehe überhaupt nicht, wovon sie spricht», dachte Walter, «aber irgendwie kommt mir dieses Gesicht bekannt vor.» Dann aber stieg wieder das Bild von Julienne vor seinen Augen auf, dieses verlassene, in Schmerz und Unglück eingesponnene Mädchen, und sinnend und gebeugt verliess er das Krankenhaus.

Tina muss einen guten Tropfen aus dem Keller holen.

Am nächsten freien Tag fuhr Walter mit seinem Velo das Tal hinauf und bei der Abzweigung schwenkte er in die Bergstrasse ein. Die Steigung konnte er nicht mit Trampen bewältigen. Das Gewitter hatte auf der Strasse zu viele Spuren zurückgelassen. Bis zu Stanis Haus schob er sein Rad. Von dort an trug er seine Werkzeugtasche. Er staunte, wie weit herum schon ausgebaggert und aufgeräumt war. Der Bach floss zahm und plaudernd unter dem Schwibbogen durch. Bretter lagen auf dem Sand und Kies bis zum Haus. So kam er mit sauberen Schuhen ins Schiltli.

Er fand die Türe offen und stieg die Treppe hinauf. Tina begrüßte ihn unter der halb offenen Stubentüre. Walter sah sogleich, dass die schöne Uhr noch auf der Kommode

stand, wo er sie in der Sturmnacht hingestellt hatte. «Ei da steht sie ja», rief er und war sogleich wieder von dem seltenen Werk eingenommen, «ist Herr Johannes da? Ich möchte doch schnell nachsehen, was der Uhr fehlt. Ist doch ein Jammer, dass sie nicht ticktack.»

«Behüte mich der liebe Gott», begann Tina zu jammern, «nein, das passiert mir nicht wieder, dass ich einen Fremden an diese Uhr heranlasse. Bleiben Sie stehen, wo Sie sind. Gehen Sie keinen Schritt näher, bis ich meinen Herrn geholt habe.» Mit fliegendem Rock lief sie dem Geländer nach und verschwand durch die Haustüre. Walter gehorchte. Stehend betrachtete er dieses Prunkstück und sagte halblaut: «Da muss ich doch komplett vernagelt sein, wenn das nicht eine Pariser-Uhr ist, edelsten Geblütes, vielleicht sogar aus der Werkstatt von Julien Le Roy. Die bronzenen Blumengirlanden und das Emailzifferblatt mit römischen und arabischen Zahlen deuten darauf hin.» Er war so sehr in diesen Anblick versunken, dass er das Heraufkommen von Johannes überhörte. Erst seine Schritte auf dem Stubenboden weckten ihn aus seinem Staunen und die Worte: «Aha, der Uhrmacher ist wieder gekommen. Das freut mich sehr.» Johannes bot ihm freundlich die Hand und meinte: «Also soll ich nun selbst auch das Risiko eingehen, das teure Erbstück meiner verstorbenen Frau fremden Händen anzuvertrauen. Kommen Sie, setzen wir uns zuerst an den Tisch. Tina, bring' uns einen guten Tropfen.»

Diese Einladung war Walter sehr willkommen. Bis der Wein serviert und Tina wieder verschwunden war, begann Walter zu erzählen: «Ja, wissen Sie, wir sind eine Uhrmacherfamilie seit Generationen. Vom Grossvater weiss ich es genau, aber schon der Urgrossvater hat Rädchen gezahnt und Uhren geflickt. Und damit Sie gewiss sein können, Ihrer Uhr geschehe kein Missgriff, will ich Ihnen gleich meine Zeugnisse zeigen.» Damit nahm er aus seiner Rocktasche sorgfältig gefaltete Briefe mit kunstvollen Firmeninschriften und legte sie vor Johannes auf den Tisch: «Das ist mein Zeugnis von der Prüfung, das von Gübelin, von London und von Paris. Seitdem ich heimgekommen bin, habe ich diese Schriftstücke noch niemandem gezeigt.»

Mit Interesse vertiefte sich Johannes in die Aktenstücke, fügte einige lobende Worte an und meinte dann: «Mit dieser Ausbildung könnten Sie im besten Fachgeschäft die Erfolgsleiter hinauf klettern. Warum sind Sie denn hier im Dorf?» Mit ernster Miene gab Walter Bescheid: «Mein Vater braucht mich. Er ist sehr leidend. Er kann es sich nicht leisten, einen fremden Uhrmacher anzustellen. Und wenn er nicht jeden Tag hören kann, was in seinem Geschäft geht, dann verliert er noch allen Lebensmut. Er ist kaum recht fünfzig Jahre alt und hat Tag und Nacht Schmerzen.»

«So viel ich weiss», begann Johannes, «gibt es nicht mehr sehr viele junge Leute heutigentags, die so denken. Das ist mir eine Freude, mit einem solchen am Tisch zu sitzen, prosit!» Die Gläser klangen. Der Wein mundete beiden gut. Bald kam die Uhr auf den Tisch und ans Licht. Das Gehäuse wurde sorgfältig geöffnet. Mit einer winzigen Taschenlampe leuchtete Walter hinein. Kein Wort wurde gewechselt, bis die Untersuchung beendet schien und Johannes die Frage stellte: «Ja, was meinen Sie, was für einen Preis könnte ich für dieses Stück bekommen?» Der junge Mann zeigte sich ob dieser überraschenden Frage keineswegs erstaunt. Bedächtig wiegte er seinen Kopf hin und her und meinte: «Ich würde Ihnen gut und gern 6000 Fr. dafür bezahlen. Die Möglichkeit besteht, dass Sie an einer Auktion einen höheren Preis erzielen. Aber Sie müssen das Risiko des Transportes in Kauf nehmen und die Auktionsfirma will ja auch ihren Verdienst herausnehmen.»

Immer noch in das Gehäuse hineinschauend, wagte Walter keinen Blick in Johannes's Gesicht. Dann hörte er die Worte: «Das ist nach meiner Ansicht ein anständiges Angebot. Nur gedenke ich diese Uhr nicht zu verkaufen. Immerhin, wenn Sie es wagen, die Reparatur vorzunehmen, wohlverstanden hier im Haus, dann habe ich zu Ihnen das Vertrauen.»

Walter kratzte sich den Backenbart. Seine Stirne legte sich in Falten und zögernd sprach er: «Der Preis, den ich genannt habe, ist allerdings davon abhängig, ob keine Bestandteile fehlen und dass sie tadellos geht. Ob es mir gelingt, ohne sie in meine Werk-

statt zu nehmen, das kann ich jetzt noch nicht sicher sagen, aber ich will es wagen.»

So kam es, dass Walter viele freie Tage im Schiltli-Haus verbrachte und mit dem Schriftsteller näher bekannt und auch vertraut wurde. Immer wieder, wenn die Arbeit Johannes nicht all zu sehr bedrängte, kam er aus seiner Schreibstube herüber und schaute ihm bei der Arbeit zu. So hörte Walter auch allerlei aus dem abenteuerlichen Leben des Mannes, der im Dorf aufgewachsen, dann an verschiedenen Universitäten studiert hatte. In Frankreich seine Frau kennen lernte und in Paris lebte. Wie der Krieg ihm die Existenz geraubt hat und er nach bösen Zeiten nach Zürich geflüchtet war und mit seinen zwei Kindern in einer winzigen Wohnung neu anfangen musste. Die Kriegsländer hatten ihre besten Köpfe verloren. Die Verlagshäuser waren in andere Hände übergegangen. Seine Beziehungen waren verloren gegangen und seine Gesundheit war gefährdet. Denis, seine Frau, schon immer zart und anfällig, konnte sich in die armseligen Verhältnisse nicht eingewöhnen und siechte jahrelang dahin, gequält von Heimweh und den dürftigen Verhältnissen. Nur Tina, die als junges Mädchen, eigentlich um die Sprache zu lernen, als Hilfe im Haushalt aus dem Bündnerland zu ihnen nach Paris gekommen war, Tina hatte ihnen, seit ihrem siebzehnten Altersjahr, die Treue gehalten. Aber auch sie war heilfroh, da Johannes auf ärztlichen Befehl vor zwei Jahren die Stadt verlassen musste und hier im Schiltli zu billigem Zins eine Unterkunft, inmitten von Wald und Matten, gefunden hat.

Die Sorgen und der Kummer aber sind damit nicht verscheucht worden, Remy, der einzige Sohn, hatte in Zürich die Lehre als Automechaniker glänzend bestanden und seitdem soviel verdient, dass er nun schon mit dem dritten eigenen Auto Dummheiten macht. Die Tochter, die in der Stadt ihre Aufgabe treu und gut erfüllte, bekam Walter nie zu Gesicht. Er hörte wohl von ihr erzählen und dass sie gerne ihren Freitag zuhause verbringe. Tina war in dieses Mädchen geradezu verliebt. Aber auch Remy verteidigte sie und steckte ihm zu, was sie aus Küche und Keller erhaschen konnte.

Schliesslich musste Walter die Uhr doch noch in seine Werkstatt heimnehmen. Seit

seinem ersten Angebot steigerte sich die Lust, dieses Prunkstück zu erwerben, aber ihm fehlte das Geld dazu. Er wusste, seine Mutter würde nie einverstanden sein, ein solches Risiko einzugehen, und der Vater, an sein Bett und den Lehnstuhl gefesselt, hatte über die Finanzen nicht mehr viel zu befehlen.

Wie die Patientin die Krankenschwester belehrt.

Selbstverständlich versäumte Walter nie, am Sonntag in die Stadt ins Spital zu fahren, bei schönem Wetter mit seinem Velo, bei Regen mit dem Zug, denn er kleidete sich für diesen Besuch immer in seine bevorzugte Garderobe. Wenn er auch nicht jedesmal vorher zum Coiffeur ging, etliche Zeit brachte er doch vor dem Spiegel zu.

Jetzt musste er sich nicht mehr zuerst bei der Oberschwester anmelden. Seine Zeit wurde auch nicht mehr so knapp bemessen, denn der Zustand von Julienne hatte sich gewaltig gebessert. Allerdings hatten sich die Verletzungen im Schultergelenk als sehr kompliziert erwiesen, und die Ärzte erwogen eine neue Operation.

Julienne schien sich auf den Besuch sehr zu freuen, denn sie lag mit hübsch roten Wangen und tadellos zurecht gemacht in den Kissen. Auch hatte sich ihre Bettgarderobe merklich gebessert. Sie trug jetzt ein buntgeblumtes Jäckchen aus knisternder Seide und für die täglichen Gehübungen hing ein geradezu fürstlicher Morgenrock an der Wand. Walter erstaunte jedesmal die herrlichen Rosen in der Vase auf dem Tisch, wagte aber nicht zu fragen, wer der freigebige Spender sei.

Wie er wusste, hatte Julienne weitem keine Verwandten und Bekannten. Zu seiner Überraschung sah Walter auch ein deutschsprachiges Buch in des Mädchens Hand und fragte bald nach der herzlichen und stürmischen Begrüssung, was sie wohl mit diesem Buch anfangen könne, da sie ja kein Wort deutsch verstehe. Lachend gab sie ihm darauf Bescheid: «Was glauben Sie, ich will die Zeit nützen. Ich lerne jeden Tag mindestens 100 neue Wörter und büffle die Grammatik wie am Gymnasium. Vater hat mir Sprachplatten geschickt und Schwester Priska ist so freundlich und gibt mir Unterricht»

Im selben Augenblick kam die Schwester herein, begrüßte ihn nett und brachte Tee und Gebäck. Während sich Juliennes blendendweisse Zähne in die knusperigen Gipfeligruben, erzählte Walter von daheim. Er dachte sich immer auf dem Weg eine besonders erheiternde Geschichte aus und verstand so gemütlich zu berichten, dass die Krankenschwester gerne noch eine kurze Weile zuhörte. Überhaupt fiel es dem Besucher auf, wie viel Zeit sich diese Schwester für Fräulein Julienne nahm. Vom einen zum andern Besuch konnte er feststellen, dass die beiden Mädchen immer enger vertraut wurden.

«Am letzten Montag waren Papa und Mamma bei mir. Sie wollten unbedingt zu Ihnen kommen», sagte Julienne, «aber Ihre Frau Mutter hat am Telefon den Bescheid gegeben, dass Sie unauffindbar verschwunden seien. Vater musste unbedingt am Dienstag Morgen wieder zurück sein. Er will aber die nächste Reise vorher mit Ihnen vereinbaren.»

«Ich war im Schiltli», erklärte Walter, «habe mit Stanis Wagen einen sehr schwierigen Transport durchgeführt. Eine alte, wunderschöne Uhr, eine Pendule aus der Zeit Louis XV, die ich heimgenommen habe.» Dann sah er, wie die Teetasse in der Hand der Pflegerin zu zittern begann und sich auf dem seidenen Jäckchen ein gelber Flecken ausbreitete. Vier Hände waren gleichzeitig zur Hilfe bereit. Mit glühenden Wangen entschuldigt sich diese, half sorgsam beim Ausschlüpfen und sagte: «Ich nehme das Jäckchen gleich mit hinaus.» Hoherhobenen Hauptes und mit festem Schritt ging sie auf die Türe zu und schloss diese mit einem Knall hinter sich.

«Eine treue, liebe Schwester», sagte Julienne lächelnd, «ich kann nicht begreifen, warum sie plötzlich so erbost ist, hat mit mir Geduld, ist aufmerksam und keine Handreichung ist ihr zuviel. Dabei opfert sie mir noch einen Teil ihrer Freizeit für mein Deutsch.» Walter wollte gerade einen Weisheitsspruch über die öfters vorkommenden Stimmungswechsel bei jüngeren und älteren Damen von Stapel lassen, besann sich aber noch rechtzeitig und erkundigte sich höflich nach dem Befinden von Juliennes Eltern.

Gegen Ende dieses ziemlich ergiebigen Gesprächs kam Schwester Priska zurück ohne Wangenröte, mit leichtem, beschwingtem Schritt, holte ein anderes, ebenso hübsches Seidenmännelchen aus dem Kasten und legte es behutsam um die schmerzende Schulter Juliennes. Derweil sprach sie mit der Patientin in ihrer liebenswürdigsten Tonart und würdigte den Besucher keines Blickes. Walter hatte unterdessen genügend Zeit, das buspene, junge Schwesterlein zu betrachten, die langen Wimpern, die vollen Backen, das kecke Näschen und die halbgeöffneten, feingeschwungenen Lippen, die auch ohne Schminke tiefrot waren.

Er liess sich durch das kleine Missgeschick keineswegs den langersehnten Nachmittag vergällen und blieb bei Julienne, bis die Besuchszeit überschritten war. Nach dem ungestörten und herzlichen Abschied beeilte er sich keineswegs, schlenderte gelassen durch den langen Korridor, wartete geduldig auf den Lift, konnte aber Schwester Priska nirgends mehr entdecken.

Nach Feierabend schaute Schwester Priska noch einmal bei Julienne herein und sah, wie sie, die Grammatik auf der Decke und das Wörterbuch in der Hand, die Stirne gekräuselt, eifrig studierte. «Helfen Sie mir, liebe Schwester», flehte Julienne, «ich suche schon lange vergebens den deutschen Ausdruck für 'amoureux' und kann ihn nicht finden.» Die Schwester schloss die Türe, kam näher und sagte: «Amoureux, das heisst, liebevoll, liebend, oder auch verliebt.» «Haben Sie noch ein wenig Zeit für mich», fragte Julienne, «ich möchte etwas ganz Intimes mit Ihnen besprechen.»

Schwester Priska warf einen Blick auf die Uhr, setzte sich und sagte verwundert: «Immer, wenn es für Sie wichtig ist.» «Für uns beide ist es wichtig, liebe Schwester», begann die Patientin, «ich habe das schon lange geahnt und heute habe ich die Bestätigung erhalten. Sie müssen mir das nicht übel nehmen, wenn ich sehr offen bin.» Julienne redete so feierlich und in ihrem gepflegten Französisch so gewunden, dass die junge Schwester Mühe hatte zu folgen: «Ich bin jetzt schon viele Wochen auf Ihre Hilfe angewiesen und warte jedesmal ungeduldig, bis Sie, wenn Sie frei haben, wieder zurückkommen. Wir sind in dieser Zeit, so wie ich

es von mir sagen kann, in eine echte Freundschaft hineingewachsen. So, dass ich mir ein wohlgemeintes, vertrautes Wort vielleicht doch erlauben kann.» «Aber liebe Julienne», unterbrach Priska diese lange Einleitung, «bitte sagen Sie mir doch, was Sie auf dem Herzen haben. Ich freue mich, dass ich Ihr Vertrauen gewonnen habe.»

Julienne suchte nach Priskas Hand, die auf der Decke lag und sagte, während sich ihre Finger kräftig um diese Hand schlossen: «Liebe Schwester, Sie sind bis über die Ohren verliebt in meinen Retter!» Aus dem weissen Schürzenkragen stieg eine heftige Röte in die Wangen der Schwester empor. Die Hand befreite sich gewaltsam und Priska erhob sich mit einem Ruck zu ihrer ganzen Grösse. Zuerst fand sie keine Worte, dann aber sprach sie mit erzwungener Beherrschung: «Fräulein Julienne, Sie sind sehr gebildet und intelligent, Sie haben auch ein ausgesprochenes Sprachentalent, aber von der Liebe scheinen Sie keine Ahnung zu haben. Diese Diagnose ist vollständig daneben geraten. Bei unserem Schwesternexamen wären Sie in der Psychologie glatt durchgefallen. Schlafen Sie gut, liebe Julienne. Ich wünsche Ihnen eine schmerzfreie und ruhige Nacht»

Während sie den Schalter auf Dämmerlicht umstellte, hörte sie noch Juliennes Worte: «Denken Sie daran, Schwester Priska, von der Liebe verstehen wir Franzosen mehr als alle Völker der Welt. Gute Nacht!»

Der Traum ist verronnen.

Hätte Walter dieses Gespräch gehört, dann wäre er aus allen Wolken gefallen. Denn bald musste er erleben, dass Julienne weit daneben gegriffen hatte.

Kam eines Tages schon früh am Morgen ein Fräulein mit gewelltem, kastanienbraunem Haar in das Geschäft und erklärte seiner Mutter: «Ich möchte mit Ihrem Sohn Walter sprechen!» Solche Wünsche wurden, von ebenso hübschen Mädchen, dann und wann an sie gerichtet. Sie räumte darum nicht allsogleich das Feld und fragte: «Kann ich ihm etwas ausrichten. Er ist augenblicklich sehr beschäftigt.» Das Fräulein äusserte sich sehr knapp: «Nein, danke, dann warte ich.» Diese Stimme drang durch den Vorhang in die Werkstatt und in Walters Ohren und löste

eine blitzartige Bewegung aus. Die Uhr entglitt seinen feinfühligten Händen. Mit einem Ruck schob er das Okular vor seinem Auge in die Stirne und schon stand er im Türrahmen, lachend und grüssend: «Schwester Priska, das ist aber eine Freude, Sie hier zu sehen», aber plötzlich ernst werdend, «oder geht es Julienne schlechter?» In diesem Augenblick, da er sie ohne ihre Schwestertracht erblickte, fiel ihm ein, dass er dieses Mädchen auf der Alp, zusammen mit den drei andern Bergsteigerinnen, auf dem Brunnenstock sitzend, gesehen hatte. «Mutter», rief er lachend, «dreh alle Hahnen zu! Dieses Fräulein hat mich schon einmal mit einem kalten Wasserstrahl begrüsst.»

«Es wird auch diesmal nicht ohne kalten Guss abgehen, verehrter Herr», gab Priska schnippisch zurück. Die Mutter, vom herben Ton in Priskas Stimme eher beleidigt, zog sich zurück. Deutlich waren ihre harten Schritte auf der Stiege zu vernehmen. Walter blieb ernüchtert stehen und fragte: «Womit kann ich Ihnen dienen?»

In der Stimmlage schon etwas tiefer und weniger heftig sagte Priska: «Ich möchte Sie bitten, mir die schöne Uhr zurückzugeben, Vaters antike Uhr.» «Ich verstehe nicht recht, was Sie meinen», fragte Walter zögernd. «Leugnen Sie nicht! Sie haben in meiner Gegenwart Fräulein Julienne erzählt, dass Sie die Uhr vom Schiltli heimtransportiert haben. Johannes ist mein Vater. Ich weiss nicht, unter welchen Umständen und zu was für Bedingungen Sie diese Uhr übernommen haben. Ich will sie zurückkaufen und wenn ich meinen Lohn auf Jahre hinaus dafür verwenden muss.» Nun fiel Walter aus einem Staunen in das andere: «Was höre ich da! Sie sind die Tochter, von der mir die gute Tina so viel erzählt hat und die ich nie zu Gesicht bekommen habe. Das freut mich aber. Warum haben Sie im Spital nie ein Wort davon gesagt?»

«Ich hatte keinen Grund dazu», sagte Priska schnippisch, «besonders, da Sie ja immer mit Aug und Ohr mit Ihrer Geretteten beschäftigt waren. Aber das spielt jetzt keine Rolle. Zu welchem Preis haben Sie von meinem Vater gekauft?» Bevor Walter noch ein Wort entgegen konnte, öffnete sich die Ladentüre. Ein junges Paar kam herein. Walter geriet in arge Verlegenheit. Sollte er der Mut-

ter rufen und sie bitten, die jungen Leute zu bedienen und daneben das Gespräch mit Priska weiterführen. Oder war es klüger, Priska warten zu lassen? Die beiden traten an den Ladentisch. Mit Stolz gab der breitschulterige Bauer seine Absicht kund: «Am Sonntag feiern wir die Verlobung. Jetzt sollten wir noch zwei Ringe haben.»

Zu jeder anderen Zeit hätte Walter die Beiden mit Vergnügen bedient und ihnen alle Grössen und Breiten vorgelegt, aber jetzt in dem Augenblick, hätte er sie lieber ins Pfaffenland verwünscht. Als Stratege, im Militärdienst Unteroffizier, entschied er sich rasch: «Darf ich bitten, Fräulein Priska, in meiner Werkstatt kann ich Ihnen die Uhr zeigen oder wenigstens das, was von ihr noch übrig ist.»

Priska folgte ihm willig durch die samtverhängte Türe und schaute erschrocken auf einen weissbezogenen Tisch, auf dem ein leeres Gehäuse stand und Federn, Rädchen und Schrauben lagen. «Sie sehen, ich bin mitten in der Arbeit. Sieht nicht besonders hübsch aus, ward aber hübsch, denn ich habe die fehlenden Bestandteile, oben im Gehäuse versteckt, gefunden. Entschuldigen Sie mich einen Moment», und schon war er verschwunden.

Zuerst hörte Priska mit Interesse zu, wie Walter der Braut und dem Bräutigam erklärte, was jetzt beliebt und Mode sei. Immer mehr aber fesselte sie der Anblick der zerlegten Uhr. Und da sie vor dem Tisch stehend, ein elegant geformtes Brettchen sah, das an der Wand gelehnt stand und darauf zierliche Schriftzüge entdeckte, begann sie diese zu entziffern. Soweit ihre Kenntnisse der französischen Sprache reichten, konnte sie aus dem Geschriebenen entnehmen, dass die Uhr einem Ahnen ihrer Mutter als Dankbarkeit für ehrenvolle Dienste geschenkt worden war und dass dieser unter die Widmung feierlich hingesezt hatte, es sei sein Wille, dass dieses Prunkstück nie aus dem Familienbesitz fortgegeben werde, es sei denn, die Familie erlösche. Da die Schrift vom Alter etwas verblichen, wegen Öl und Staub zum Teil sehr schwer zu erkennen und in veralteter Sprache geschrieben war, nahm Priska Walters Augenglas und entzifferte die Worte, tief über den Tisch gebeugt. Sie hörte nichts mehr von dem Gespräch im Laden, auch

nicht die Schritte und den hellen Klang der Ladenglocke.

Ein Schatten legte sich auf die schwer erkenntlichen, kunstvoll geschwungenen Buchstaben. Walter stand neben ihr und sagte: «Mir scheint, ich habe eine Gehilfin bekommen und zwar eine sehr anmutige und eifrige.» Priska legte die Schrift und das Okular auf den Tisch, richtete sich auf, schaute mit strengem Blick in Walters Gesicht und sprach: «Für Sie wäre es besser, ich wäre nie in diese Werkstatt gekommen. Wenn ich

dieses Erbstück meiner Mutter verehrt. Um das zu erfassen, hätten Sie meine Mutter kennen müssen. Eine Frau voller Liebe, von einer Güte und Schmiegsamkeit, wie sie auf dieser Welt selten zu finden ist. Zart und empfindsam, aber von einem inneren Feuer und Temperament, wie es eine solche auch in Frankreich kaum mehr gibt. Mein Vater hat böse und harte Zeiten durchgemacht und Hungerjahre, aber von diesem Andenken konnte er sich nie trennen. Hat er sie jetzt verkauft, weil ihn Remy in die Enge getrie-



«Mir scheint, ich habe eine eifrige Gehilfin bekommen.»

recht gelesen und verstanden habe, darf doch diese Uhr nie aus der Familie verkauft werden. Was sagen Sie jetzt dazu?»

Mit einer Bewegung seines Fusses zog er seinen Hocker herzu, lud das Fräulein zum Sitzen ein und setzte sich auf die freie Ecke des Tisches. Mit einem baumelnden Bein und einem freundlichen Lächeln sagte er: «Diese Urkunde habe ich gestern kurz vor Mitternacht entdeckt. Seit jener Sturmnacht habe ich oft von dieser Uhr geträumt und habe sie zu unerschwinglichen Preisen gekauft. Aber eben nur im Traum. Sie ist mir auch nur zur Reparatur anvertraut worden. Und seit ich vor wenigen Stunden diese Schrift gelesen habe, ist auch der letzte Traum verronnen.»

Priska konnte den Sinn von Walters Worten nicht sogleich begreifen und fuhr fort: «Sie können nicht verstehen, wie mein Vater

ben hat?»

Walter war längst von seinem Sitz herabgestiegen. Vor ihr stehend, ergriffen von diesem Gesicht, das zu ihm aufschaute, hörte er wortlos zu. Erst nachdem sie geendet hatte, nur noch mit flehenden Augen ihre Gedanken zum Ausdruck brachte, sagte er: «Meine liebe Schwester Priska, ergreifend, wie Sie von Ihrer Mutter sprechen. Sie haben gewiss durch ihren Tod entsetzlich viel verloren. Aber schauen Sie mich doch nicht so an, voller Angst. Die Uhr kommt wieder ins Schiltli hinauf zu ihrem Vater, aber tadellos instand gestellt und mit einem Klang bei jedem Stundenschlag, so fein und voll Harmonie, wie ihn ihre Mutter und ihr Vater noch nie gehört haben. Letzte Nacht habe ich das Glockenwerk gereinigt und neu eingestellt. Warten Sie, in wenigen Augenblicken kann ich es erklingen lassen.»

Mit seiner geschickten Hand liess er das Hämmerchen anschlagen, alle drei Töne in wechselnder Folge, und beide lauschten dem feinen Klang, versunken wie in ein Märchen.

Wenn die Bundespolizei an die Türe klopft.

Im Schiltli läutete die Hausglocke. Einmal, zweimal wurde am Strang gerissen. Tinas grobe Schuhe polterten die Stiege hinunter. Zwei verdächtig korrekt angezogene Herren mit Mappen standen vor der Türe und erkundigten sich, ob Herr Johannes zu sprechen sei. Tina musterte die beiden mit kritischem Blick. Beim Grösseren gefiel ihr der tief in die Stirne gezogene Hut nicht, beim andern die schmutzigen Schuhe. «Nein, mein Herr ist nicht zu sprechen», sagte sie mit bestimmtem Ton und wollte schon rückwärts entschlüpfen. «Wir haben uns da unten im Bauernhaus erkundigt und Bescheid erhalten, er sei zuhause», entgegnete der Grössere mit dem Schnurrbart. «Er ist da, aber jetzt ist er nicht zu sprechen», wehrte sich Tina und da sich die beiden in die Türe drängten, «er ist krank. Er hat zu viel gearbeitet, fast die ganze Nacht. Und wenn er so bleich ist um die Nasenflügel, lasse ich niemand zu ihm.» Mit beiden Händen ergriff sie die Türe, um sie gegen die Männer zu stemmen. Freundlich redend überwand den schwachen Widerstand und stiegen die Treppe empor. Tina floh in das Schlafzimmer ihres Herrn. Fuchtelte mit den Händen und schrie: «Zwei freche Männer stehen im Gang, unheimliche Gesellen. Ich habe sie hinauswerfen wollen, aber jetzt sind sie schon vor der Türe.»

«Frage sie doch zuerst, was sie wollen!» befahl Johannes in aller Ruhe. Tina gehorchte und kam mit dem Bescheid zurück, sie kämen von Bern, von der Bundesanwaltschaft. «Eh nun», meinte Johannes, «das sind keine Räuber, führe sie in die Stube, bringe ihnen ein Glas Wein. Unterdessen will ich mich rasieren.» «Nein», protestierte Tina, «wegen solchen Vaganten brauchen Sie sich nicht zurecht zu machen. Sie bleiben mir im Bett und Wein bekommen sie auch nicht, wäre mir schade um jeden Tropfen.» Und doch komplimentierte sie die Männer an den Tisch und sprang in den Keller.

Die Herren hatten Zeit genug, die Stube, die Möbel und auch die Gegend eingehend zu betrachten, bis Johannes tadellos gekleidet zu ihnen kam. Nach kurzer und höflicher Begrüssung begann der Schnurrbärtige sich zu räuspern und zu reden: «Wir kommen in einer sehr peinlichen Angelegenheit. Bei einer Gruppe von jungen Leuten, die sich in letzter Zeit an staatsfeindlichen Kravallen und Zusammenkünften beteiligt haben, wir haben die Rädelsführer gefasst, haben Bücher und Schriften gefunden, die mit Ihrem Namen gestempelt sind. Wir möchten gerne von Ihnen wissen, warum und in welcher Absicht Sie diesen solche Literatur verschafft haben.»

Herr Johannes, in seinen Stuhl zurückgelehnt, zog nachdenklich seine Stirne in Falten und fragte, ob sie ihm Namen nennen können. Nein, das liege nicht in ihrer Absicht. Die ganze Sache sei noch geheim und dürfe vorläufig nicht an die Öffentlichkeit kommen.

Johannes zeigte dafür Verständnis und erkundigte sich, ob er vielleicht nähere Angaben über die aufgefundenen Schriften bekommen könne. Der eine Herr, der eben einen kräftigen Schluck aus dem Glas geniesserisch die Kehle hinabrinnen liess, griff nach seiner Mappe und las aus einer Liste eine Reihe von Titeln vor. «Ja, ja», bestätigte Johannes, «das sind Bücher, die ich für eine Artikel-Serie und eine lange Auseinandersetzung studieren musste. Diese stehen aber drüben in meiner Bibliothek. Kommen Sie mit, ich habe sie zwar schon lange nicht mehr gebraucht. Sie können sich selbst überzeugen.»

Unter heftigen Protesten Tinas, die ihrem Herrn energisch verbot, in diesem Zustand ausser Haus und vor allem im Stall die steile Stiege hinauf zu gehen, schritten die drei Männer treppab, hinüber und dort treppauf. Sahen sich verwundert dieses Schlachtfeld eines Literaten an und begannen sogleich zu schnüffeln. Sie nahmen Bücher von den Schäften und entdeckten, dass diese mit dem selben Stempel markiert waren.

Unterdessen suchte Johannes eifrig nach der kommunistischen Literatur in dieser und jener Ecke, unter den Schichten von Zeitschriften und Publikationen, fand aber nur einige wenige, sozusagen bedeutungslose Schriften. «Weiss der Himmel», begann er zu

klagen, «ich habe sie damals alle zusammen in eine Ecke gestellt. Aber wissen Sie, seit jener Nacht, da der Wildbach getobt hat, ist mir allerhand in Unordnung geraten.»

«Ich kann Ihnen vielleicht einen Hinweis geben» begann der Breitschulterige und setzte sich bequem in den Stuhl hinter dem Schreibtisch, «die Spur, die wir verfolgen, führt zu Ihrem Sohn!» Johannes richtete sich auf. Seine Züge wurden finster und hart. Verärgert sagte er: «Dann hat mir dieser Lausbub die Bücher stibitzt.»

«Wir haben uns genau über Sie erkundigt», begann der Herr wieder zu reden, «haben auch zum Teil gelesen, was Sie geschrieben haben und schreiben. Auf Sie fällt kein Verdacht. Wir würden nur sehr bedauern, wenn Ihr Herr Sohn in Konflikte geraten würde, die Ihrer Ehre schaden und sein Fortkommen beeinträchtigen würde.» Die falsche Freundlichkeit, der drohende Unterton in der Rede der beiden Herren und der Hinweis, dass Remy sich in solchen Kreisen betätige, veranlassten Johannes, sich möglichst rasch von den Berner-Herren zu verabschieden. Die Gläser auf dem Stubentisch blieben halbgefüllt stehen. Johannes kam allein ins Haus zurück und sein Aussehen jagte Tina neue Ängste ein.

Wenn sie aber glaubte, mit Zureden und Jammern sei bei ihrem Herrn etwas zu erreichen, dann musste sie noch am selben Tag erfahren, wie wenig ihre Worte und Mahnungen fruchteten. Johannes verreiste und sagte kein Wort, wann er zurückkehren wolle.

Er fuhr nach Zürich und erreichte noch rechtzeitig vor Geschäftsschluss den Chef der Grossgarage, in der Remy als Automechaniker arbeitete. Der Herr sass in einem Büro, das reichlich pomphaft ausgestattet war in einem modernen, mit hellgrauem, lederbezogenen Stuhl. Solange er der Meinung war, Johannes sei ein Interessent für ein neues Auto, sah sein Kopf aus wie ein von innen beleuchteter Globus. Da er aber in seinem Besucher den Vater von Remy zu vermuten begann, schaute er auf seine Uhr und wurde nervös. Johannes hatte seine Fragen auf der Hinfahrt genau gebüschelt und exakt formuliert. Er bekam aber auch kurz und treffend Auskunft. «Wissen Sie», sagte der redegewandte Glatzkopf, «Ihr Sohn ist ein intelli-

genter Kerl. Seine Arbeit macht er ausgezeichnet. Ich habe viele Kunden, die nur von ihm bedient werden wollen. Er erkennt wie der Blitz, was dem Motor fehlt und ist sehr geschickt. Er hat nur viel dummes Zeug im Kopf. Will die Welt verbessern, idiotisch, das ist nicht einmal dem Kennedy gelungen. Blöder Geltungstrieb! Das zeigt er auch an seinen Autos. Jetzt fährt er einen feuerroten Porsche. In meinen Augen eine Hühnerkiste mit Raketenantrieb. Nein, politisch weiss ich nichts von ihm. Wir kümmern uns nicht, was sie mit der Freizeit anfangen. Er hat mir einmal im Betrieb Schwierigkeiten gemacht, einen kleinen Streik organisieren wollen. Ich habe ihn hier zu mir heraufgenommen. Man kann mit ihm reden, er ist zugänglich, vielleicht nur zu sehr beeinflussbar. Aber das legt sich wieder, guter Herr, Remy ist viel zu gescheit, als dass er lange bei diesen Protestlern hocken wird. Hat ja keine Zukunft, zer Schlagene Köpfe, wofür? Die Drahtzieher, die davon profitieren, bekommt er nie zu Gesicht. Lassen Sie ihn seine Dummheiten bezahlen, dann hat er von dieser Sorte genug. Und jetzt, mein lieber Herr, muss ich leider zu einer dringlichen Verabredung.» Er reichte Johannes seine geschäftstüchtige Hand, schaufelte die aufgeschichteten Korrespondenzen in die Schublade und griff nach dem Telefon. Mit freundlich winkender Hand entliess er den besorgten Besucher.

Johannes gab sich mit dieser Auskunft nicht zufrieden. Während vielen Jahren mit den Strassen dieser Stadt vertraut, fiel es ihm nicht schwer, das Haus zu finden, in dem Remy sein Zimmer gemietet hatte, ein Haus in der Altstadt. Drei Treppen stieg er hoch, Schritt für Schritt, sein Herz schonend. Er wollte seine Kräfte für diese Besprechung mit Remy sparen.

Sein Klopfen an der Zimmertüre erfuhr keinen Widerhall. Lange blieb er stehen, bis er ein Geräusch vernahm und eine Frau sah, die mühsam, mit Einkaufstaschen beladen, heraufkam. Sie blieb vor ihm stehen und fragte: «Wollen Sie zu Remy? Da können Sie lange warten! Er isst nicht mehr bei uns, kam unregelmässig oder Stunden zu spät. Vor Mitternacht wird er kaum auftauchen. Ist schade um ihn, sonst ein netter Kerl. Sind Sie ein Verwandter?»

«Ich bin sein Vater», sagte Johannes. «Ach so, kommen Sie doch einen Augenblick herein», bat sie, «man kann ja nie wissen, ob er nicht doch auf einen Sprung herkommt.» Sie suchte den Schlüssel und öffnete das Zimmer. «Mit der Ordnung nimmt er es nicht so genau», entschuldigte sich die Frau für den grässlichen Anblick, «wofür soll er auch. Wenn er schläft, hält er die Augen geschlossen und zu etwas anderem ist er nie hier.» Johannes betrachtete diese Bude. Pantoffel

Von einer summenden Fliege geweckt.

Dieser strahlende Tag hatte auch Walter dazu verführt, den Weg unter die Füsse zu nehmen und durch die bunten Wälder zu streifen. Eine fast sommerliche Wärme erfüllte das Tal. Bei diesem nachmittäglichen Spaziergang wollte Walter im Vorbeigehen bei Johannes hineinschauen und ihm von seiner Arbeit berichten. Den Pullover um die Lenden gebunden, den Hemdkragen offen



«Ist halt so mit den Jungen heute», tröstete die Frau.

da, Pantoffel dort, Zeitungen und Illustrierte am Boden. Die Wände überdeckt von Trompetern, Rennfahrern, Sängern in Ekstase mit verrenkten Gliedern, popigen Mädchen und überlebensgrossen Rednergesichtern. «Ist halt so mit den Jungen heute», tröstete die Frau, «sein Vorgänger war auf eine andere Art verrückt. Aber jetzt habe ich gehört, dass er ein nettes Mädchen geheiratet hat und zufrieden ist.»

Johannes stieg wenig getröstet die Stiege hinab. Er wollte anderntags wieder kommen, mit ihm eine Vereinbarung treffen. Er hatte noch andere Besprechungen geplant und wollte diesen seltenen Tag in der Stadt gut nützen.

Ein prächtiger Herbsttag erlöschte über dem Meer von Dächern und Türmen.

und ohne Hut, stieg er die Strasse zum Vorderschild hinauf, schaute dann und wann zurück über die Weite und zu den Bergen hin, die in unendlicher Ruhe und im vollen Glanz der Sonne ein prächtiges Bild boten.

Der Schwibbogen stützte sich wie eh und je unerschütterlich auf beide Ufer des Baches, der munter plaudernd und von silberigem Schaum gekrönt talwärts rauschte. Ob wohl Johannes schon am Schreibtisch sass, oder noch im kühlen Haus sein Mittagsschläfchen machte, fragte sich Walter und stieg sachte und lautlos im Stall die Stiege hinauf. Er fand das grosse Arbeitszimmer leer. Ebenso behutsam trat er dann durch die stets offene Türe des Hauses und kam ungehört zur Küche.

«Ei, haben Sie mich aber erschreckt», fuhr Tina von ihrer Arbeit auf, «so ein Schleicher. Der Herzschlag ist mir stehen geblieben. Wenn ich tot umsinke, sind Sie daran

schuld ...» «Dann ist Herr Johannes ohne seine treue Tina», höhnte er, «dann sinkt er auch um und wird mit hohen Ehren zu Grabe getragen. Anstatt zu jammern, gebt mir lieber einen schönen Apfel aus der Schüssel.»

«Jetzt wird er noch frech», schimpfte die Magd, «nein, nein, kommt wie ein Dieb herein und will noch gefüttert werden. Das ist zuviel.» Aber unterdessen suchte ihre Hand schon nach einer rotwangigen Frucht und hielt sie ihm entgegen. So kamen sie ins Plaudern. Er vernahm, dass Johannes verreist und sie in tausend Ängsten um ihn sei. Erfuhr, wie zwei üble Herren dagewesen seien und von dem guten alten Burgunderwein halbvolle Gläser zurückgelassen haben. Walter unterbrach ihr Erzählen mit keinem Wort, er wartete, bis sie, wie immer, auf ihre geliebte Priska zu reden kam. Sie sprach vom Wetter, von den Bohnen im Garten, von einem Brief, der per Eilpost gekommen sei und jetzt nicht ausgehändigt werden könne, vom kleinen Bruno, der am Abend zu fast gar nachtschwarzer Zeit zu ihr gekommen sei, weil sie Apfelkuchlein gebacken habe. Nach und nach verlor aber Walter doch seine Geduld und fragte: «Wisst Ihr, wie es der Schwester Priska geht?» «Sie liegt ob dem Stall auf dem Plätzchen an der Sonne und schläft», gab Tina zur Antwort und schälte derweil mit flinker Hand.

Nun lenkte Walter das Gespräch seinem baldigen Abschied entgegen. Er habe noch im Sinne einen zünftigen «Vita parcour» nach eigener Methode zu machen, bedankte sich und ging ebenso behutsam davon, um den Stall herum und sah Priska auf einem Liegestuhl ausgestreckt und auf einem Hocker neben ihr Aschenbecher, Zigaretten und Streichhölzchen.

Das Buch war ihr aus der Hand geglitten und lag aufgeblättert im Gras.

Vorsichtig trat Walter herzu, weidete sich an dem schönen Bild, nahm dann die Rauchutensilien in die Hand und setzte sich vernügt neben das Mädchen. Nun konnte er in aller Ruhe die schöne Gestalt und das entspannte Gesicht bewundern, zuschauen, wie sich bei jedem Atemzug ihre Brust hob und senkte und wie ein verträumtes Lächeln die blutroten Lippen umspielte. «Eine schönere Aussicht kann ich heute nicht erhaschen, wenn ich bis auf Grat und Gipfel renne»,

dachte Walter und blieb mäuschenstill sitzen. Er wagte nicht einmal, in die Tasche nach Tabak und Pfeife zu greifen. Er wollte das Erwachen erleben, das Öffnen der Augen, das Staunen sehen. Ergiebig genoss er sein Wächteramt, bis eine fette Fliege mit ihrem Spazieren, Schwirren und Summen des Mädchens Träumen störte. Priskas Hand verscheuchte sie, dann hoben sich ihre Lieder und, von der hellen Sonne geblendet, wendete sie ihren Kopf. Die Augen wurden weit geöffnet, als ob sie etwas Unbegreifliches erfassen sollten, die Lippen zuckten, eine Hand glitt über die Stirne und dann in die Locken hinauf, dann flatterten die Wimpern. Der Kopf, der sich eben aufrichten wollte, sank wieder auf das Kissen zurück, ihr Mund formte die Worte: «Das ist doch nicht wahr», ihre Züge beruhigten sich. Walter konnte sehen, wie sie wieder scheinbar in einen Traum versank. Er liess sich aber nicht täuschen. Einen winzigen Spalt breit schlossen sich die Lider nicht, der Augapfel bewegte sich.

«Und doch ist es wahr», flüsterte Walter, «ich wollte auf den Grat steigen und habe hier die schönste Aussicht gefunden.» Nun aber erhob sich die Gestalt im Schwung. Priska strich ihr Sommerkleidchen zurecht, schaute ernst in Walters Gesicht. Zwei steile Falten gruben sich senkrecht in ihre Stirne, dann fragte sie: «Wie kommen Sie dazu?» «Tina hat mich hergeschickt», sagte er ruhig, «vielleicht hat sie gedacht, ich könnte die Mücken und Bienen verscheuchen, die Ihren Schlaf stören. Eine Cigarette gefällig», bot er ihr aus ihrer Schachtel an, «der Rauch erfüllt den gleichen Zweck.»

Er hielt ihr die Flamme hin, stopfte sich dann umständlich seine Pfeife. So kamen sie ins Plaudern. Priska erzählte, wie Sie sich hier in der ersten Zeit im Schiltli kaum zu recht finden konnte. Die Stille in der Nacht, das Rauschen des Baches und das Bellen der Füchse, die ein Wild verfolgten, hätten sie nicht schlafen lassen. «Ja, ich weiss, Tina hat mir davon erzählt», sagte er, und berichtete, wie sein Vater unglücklich gewesen sei, da er nicht mehr in die Werkstatt kommen und arbeiten konnte, der Kontakt mit seinen Kunden abgebrochen und der Tag mit Schmerzen, statt mit Kurzweil war. «Ja, ich weiss, Julienne hat mir davon erzählt», sagte sie.

So ging das Spiel hin und her bis Walter fragte: «Was soll ich Ihnen sagen? Sie wissen alles von mir.» «Vielleicht nicht alles», meinte Priska mit einem verschmitzten Zug um den Mund, «aber fast gar so viel, wie Sie der unglücklichen Julienne in jener Nacht auf dem Gletscher ins Ohr geflüstert haben.»

«Wir mussten reden. Sie durfte mir nicht einschlafen, sie wäre erfroren», sagte Walter heftig, «auch ich durfte nicht schlafen. Wohl war es eine Sommernacht, aber auf dieser Höhe, im Zugwind und auf dem Schnee. Ich musste mich wieder bewegen, umherlaufen, turnen und ihr von dieser Wärme zurückbringen. Wie oft habe ich ihr die Füsse massiert und durfte nicht zupacken, weil die Schmerzen im gebrochenen Bein ärger wurden.»

«Ja, ich weiss, Julienne hat mir das erzählt» sagte sie, «Sie wissen nicht, Walter, wieviel man in einer Nacht aus seinem Leben berichten kann und auch nicht, was alles während den Nachtwachen im Spital berichtet werden kann, um die langen Stunden abzukürzen, um den Schmerz zu verscheuchen oder um das Herz zu befreien.»

«Eigentlich komisch, diese Situation», bemerkte Walter, «Tina, die Sie verehrt wie ein Heiligenbildchen, hat mir stundenlang von Ihnen geschwärmt, während ich hier in der Stube an der Arbeit war, sie war glücklich, von Ihnen reden zu können. Julienne hat Ihnen halbe Nächte lang von mir und meinem Leben gesprochen. Und wir zwei tun so, als ob wir uns kaum recht kennen würden, umständlich und formell. Wenn Ihr Vater, der doch hier im Dorf als kleiner Bub umhergesprungen ist, nicht fortgezogen wäre, dann wären Sie in die erste Klasse gekommen, als ich in der sechsten war. Selbstverständlich würden wir uns Du sagen.» Priska hörte ihm gelassen zu. Ihre Blicke wanderten in der unendlichen Weite des blauen Himmels umher, dann, nach langem Staunen erhob sie ihre Hand, zeigte und fragte: «Siehst du, Walter, die silberhelle Wollenwolke über dem Grat?»

Ein erschrecklich vornehmer Besuch.

Die Lichter aus den Fenstern der Heimwesen leuchteten schon lange, und die Dunkelheit kuschelte sich ins Tal. Nur die Zinnen der Berge standen noch im letzten Licht, da Walter den Weg hinabging, bei Stanis Hei-

men vorbei und weiterschreitend über sich selber lachte, weil er eine zünftige Bergwanderung geplant und nicht weiter als bis ins Schiltli gekommen war. Mit beschwingtem Schritt und das Herz voll Heiterkeit meditierte er in die Nacht hineinschreitend vor sich her: «Natürlich ist Tina schuld. Die kann ja ihr geliebtes Kind keine halbe Stunde allein lassen, ohne ihr eine Frucht mit Zucker, dann einen Kaffee, dann Kuchli und Konfekt, später ein Süppchen und noch einen Braten mit Gemüse vorzusetzen. Aber kochen kann die und mit Gewürzen umgehen. Wer könnte auch vermuten hier oben, bei Fuchs und Has, eine derart gepflegte, echt französische Küche anzutreffen, das hat sie wohl von Priskas Mutter gelernt.» Und so verweilten seine Gedanken und Gefühle bei der hübschen Tochter. Warum nur wollte sie nicht mit ihm ins Dorf und auf den Bahnhof kommen? Am Morgen früh musste sie doch wieder ihren Dienst antreten. Aber um alles in der Welt wollte sie nicht in seiner Begleitung bergab kommen.

In dieses Raten und Fragen hinein über-gossen ihn plötzlich die grellen Lichter eines Autos, das in rasender Fahrt auf der schmalen Strasse aus einer Kurve auf ihn zukam. Walter, vom hellen Schein geblendet, sprang auf die Seite, verspürte einen harten Schlag und stürzte in ein dunkles Loch hinab. Sein Atem stockte. Ein heftiger Schmerz tobte in seiner Brust. Er musste liegen bleiben, um Luft zu schöpfen. Er wollte dem rücksichtslosen Raser einige Flüche nachsenden, aber kein Ton drang aus seiner Kehle.

Langsam begann er seine Glieder zu bewegen, spürte, dass seine Beine nicht verletzt waren, konnte sich endlich herumwälzen und auf Knien und Händen fortbewegen. Oben am Strassenport sah er einige Baumstämme liegen. Bis dorthin wollte er klettern und kriechen. Wenn nur dieser jähe Schmerz in der Seite nicht gewesen wäre, der jede Bewegung radikal stoppte. Nach und nach kam er den Hölzern näher, vermochte sogar sich an ihnen aufzurichten und sich hinzusetzen. Wenn er mit beiden Händen seinen Brustkorb zusammendrückte und ruhig atmete, blieb der Schmerz erträglich.

Gebeugt und zusammengekrümmt dachte er darüber nach, wie er nun weiterkommen könne. Von weit oben hörte er das Knirschen

von Rädern auf dem Kies und das unregelmässige Rumpeln eines Motors. Walter versuchte sich aufzurichten und da ihm dies gelang, schaute er zuversichtlicher auf die näherkommenden Lichter.

Der Wagen kam in gemütlichem Tempo daher, die Bremsen piffen. Stani stieg aus und fragte, ob er zuviel getrunken habe, das habe er nämlich just auch im Sinn. Er wolle noch zu einem gemütlichen Jass in den «Sternen». «Ich bin dir für das Flicken meiner Uhr noch Geld schuldig. Du hast mir zu viel verlangt dafür. Wenn du mit dem Preis ein wenig heruntergehst, nehm ich dich mit», sagte er. Walter nahm die dargebotene Hand und konnte mit Stanis Hilfe aufstehen. Ohne viele Worte erklärte Walter, er sei gestürzt und die Böschung hinab gefallen. Stani zeigte sich freundschaftlich, half ihm auf den Sitz und brachte die verrostete Rumpelkiste in Fahrt.

Bis hinunter zur breiten Talstrasse erteilte ihm Stani gute Ratschläge: «Ja, weisst du, wenn man unsicher auf den Beinen ist, auf keinen Fall pressieren. Hast bei Johannes zu viel von dem guten Wein getrunken. Habe ihn auch schon probiert, den Burgunder, ein verführerischer Tropfen. Bin auch schon mit sturmem Kopf heimgeschlichen, dem Hag nach, aber langsam. Natürlich die Jungen, die haben nie Zeit, alles immer zick zack. Ein guter Mann, der Johannes, und freigebig. Was meinst du, was der verdient? Sitzt ja viel zu billig im Schiltli. Jetzt ist er gut zwei Jahre da oben, immer noch zum gleichen Zins. Ich bin nicht so. Aber mit der Zeit will ich doch mit ihm reden. Der Wildbach hat mir schwer geschadet und schliesslich liegt das Geld bei mir auch nicht auf der Strasse.»

Sein Reden wurde durch laute Hupsignale unterbrochen. Ein Sportwagen drängte sich an Stanis Auto vorbei, der Motor heulte auf und raste davon. Walter sah in den wenigen Augenblicken Priskas Kopf neben dem Fahrer. Dann hörte er Stanis Fluchen und Schimpfen nicht mehr und auch seine Lebensweisheiten nicht, denn jetzt wusste er, warum Priska nicht mit ihm gehen wollte. Sie hatte auf ihren Freund und auf seinen tollen, roten Rennwagen gewartet.

Mit solchen Gedanken im Bett zu liegen, den Brustkasten mit Heftpflastern überklebt, bei jedem tiefen Atemzug einen stechenden

Schmerz zu verspüren, auf den Doktor zu warten und auf die Suppe, das ist kein Vergnügen. Jedesmal, wenn die Glocke aus dem Laden ertönt, daran erinnert zu werden, was nicht getan wird und wie gerne er an seiner Werkbank sitzen oder mit den Kunden kurzweilig plaudern würde. Die Mutter, die nun zwei Patienten zu betreuen hat, an drei Orten zugleich sein sollte, sie gruchsen zu hören. Zuzusehen, wie sie täglich bleicher und müder wird, alle Kräfte zusammennimmt und schliesslich noch eine solche Überraschung und Aufregung erleben muss.

Denn die Glocke läutet just, da die Mutter ein Fussbad für den leidenden Mann gerichtet und alle Beigaben hineingeschüttet hat. Und wer steht im Laden? Ausgerechnet das Fräulein, das seinerzeit so dringlich und allein mit Walter reden wollte. Hinter ihr steht ein grosser, schöner Mann. Die Mutter sieht sofort, wie kostbar die Perle in der Kravattenstecknadel ist. Neben ihm, die Hand leicht auf den Arm des Mannes gelegt, steht eine Frau, den Kragen des leichten Regentmantels offen, sodass eine goldene Halskette sichtbar wird, kunstvoll geflochten, mit kleinen, dunkelblauen Edelsteinen. Nein, das ist keine Kette, ein prunkvolles Collier. Zum Teil wird es verdeckt von dem herrlichen Blumenstrauss, den die Dame im Arm hält. Bevor die Mutter Worte findet, tritt das Fräulein herzu, begrüsst sie mit freundlichem Nicken und stellt vor: «Herr und Frau Gardelle aus Dijon. Sie möchten Ihrem Sohn diese Blumen bringen und den, in ihrem Brief längst angesagten Besuch abstaten.»

Die Mutter muss diesen feinen Herrschaften die Hand reichen, willkomm sagen und denkt dabei an die Ordnung, die sie in der Wohnung zurückgelassen hat. «Mein Sohn ist leider im Bett», sagt sie, «hat einen Unfall gehabt. Ich glaube nicht, dass er in seinem Zustand Besuch empfangen kann. Sie kommen so überraschend.»

«Ja, leider viel zu spät», beginnt Frau Gardelle zu sprechen, «jedesmal, wenn wir kommen wollten, wurde mein Mann zurückgerufen oder ich war nicht dabei. Wir wollten doch beide herkommen, um Ihrem Sohn von ganzem Herzen zu danken. Ohne ihn wäre Julienne bei dem Unglück zusammen mit unserem Sohn umgekommen. Er hat ihr das Leben gerettet. Wir freuen uns, nun auch die

Mutter ihres Retters kennen zu lernen und möchten doch recht sehr bitten, uns zu ihm zu führen, wenn es nur irgend möglich ist, ihm persönlich einen Gruss und die Blumen zu überreichen von Julienne. Ihr Sohn hat auch unsere Tochter oft besucht. Auch dafür können wir ihm nicht genug danken. Sie hatte allen Lebensmut verloren. Wenn sie sich nicht auf seine Besuche hätte freuen können, wir wissen nicht, ob sie noch am Leben wäre, besonders, da ja immer neue Komplikationen die Heilung erschwert haben.» Auch Herr Gardelle unterstützt mit sprudelnder Rede die Dankesworte und Bitten seiner Frau.

Priska weiss nicht, wo sie den grossen Strauss hinstellen soll, sieht, wie die Mutter dadurch in eine neue Verlegenheit geraten ist und keineswegs gewillt scheint, die Türe, vor der sie steht, freizugeben. «Ich bin Krankenschwester», beginnt sie auf die verstörte Frau einzureden, «Sie haben jetzt zwei Patienten zu versorgen. Ich weiss, wie viel Arbeit auf Ihnen lastet. Seien Sie doch so lieb und lassen Sie mich helfen. Ich bin das gewohnt und Sie werden sehen, ich bin flink und geübt. Ich bitte Sie herzlich darum. Ihr Mann wird auch nichts dagegen haben, wenn dieser unvermeidliche Sturm gut vorübergeht.» «Er nimmt eben sein Fussbad» stöhnt die Mut-



Priska weiss nicht, wo sie den Blumenstrauss hinstellen soll,

Unterdessen denkt die Mutter nur an die Bettflasche, die oben auf dem Tisch liegt, an die abgeschabte Wolldecke und die karierten, verblichenen Kissenbezüge auf Walters Bett und ob er sich heute schon rasiert hat. Die Dame bemerkt den abwesenden Blick der Frau und sieht ihre Verlegenheit, darum ist sie bald mit einem Vorschlag zur Hand: «Wir möchten noch gerne einen kleinen Spaziergang durchs Dorf machen, wenn es Ihnen so recht ist, und in einer halben Stunde vielleicht zurückkommen. Schwester Priska ist wohl so freundlich und stellt sich unterdessen für kleine Dienste zur Verfügung.» Mit einem bezaubernden Lächeln fragt sie: «Eingverstanden? Ja, vielen Dank!» Damit übergibt sie Priska die Blumen, reicht ihr die Hand und verschwindet Arm in Arm mit ihrem Gatten.

ter, «und das Zeug, das ich hineinschütten muss, hat einen unangenehmen Geruch!»

Mit sanfter Gewalt bringt Priska die vergälteste Frau die Stiege hinauf, tritt hinter ihr in die Stube, legt die Blumen neben die Wärme flasche auf den Tisch und gibt dem Vater die Hand: «Jetzt endlich kann ich Sie einmal begrüssen», sagt sie, «schon lange hätte ich Ihnen gerne die Hand geschüttelt, ein so tapferer Mann, geduldig und, wie mir Walter erzählt hat, trägt sein schweres Leiden mit Vertrauen und Humor.» Dann aber kniet sie sich hin, trocknet ihm die Füsse, zieht ihm Socken und die Finken an, legt ihm die Wolldecke über die Knie und öffnet die Fenster. Bald stehen die Blumen in einer Vase. Die Mutter bringt ein neues Tischtuch, eilt in die Küche, kommt mit neuen Anzügen für Walters Bett zurück und will hastig in ei-

nem Zimmer verschwinden. Aber Priska ist flink und sagt: «Wir machen das im Spital immer zu zweit; das ist im Augenblick geschehen.» Schon hat sie die Decke aufgeklopft, Walter begrüsst, ihm den Besuch angemeldet und geht daran, das Krankenzimmer aufzuräumen.

Der Patient liegt lachend in seinem Bett, lässt mit sichtlichem Vergnügen alles über sich ergehen, zeigt eine ausserordentlich erfreuliche Miene, ist glattrasiert und frägt erstaunt: «Wie kommst du dazu, hier einzubrechen?» Schwester Priska erklärt ihm mit ernster Miene, wie alles so plötzlich entschieden wurde, Herr Gardelle müsse noch heute wieder zurück. Seine Tochter habe ihm eine Szene gemacht. Er dürfe diesen Besuch nicht länger hinausschieben. Sobald aber die Mutter das Zimmer verlässt, erhellt sich ihr Gesicht.

«Wie geht es dir, Walter?» frägt sie. «Julienne hat mir deinen Brief vorgelesen. Das war ein Schrecken! Mein Bruder Remy hat dich von der Strasse gefegt. Ich habe die Beule an seinem Auto sofort entdeckt. Ich habe ihm den Kopf gewaschen und sofort die Versicherung alarmiert. Es war Fahrerflucht, du kannst ihn einklagen. Abgesehen von der Schande, es würde ihm gut tun im Loch zu sitzen, dem Strick!»

Die Mutter kommt zurück, bringt einen fein gebügelten, buntgestreiften Pyjama. Nun wird ihm dieser unter fürsorglicher Schonung übergezogen. Ein neues Tischtuch wird aufgelegt und Juliennes gerahmte Porträtfotografie an den schönsten Platz gestellt. Der Staubsauger brummt und übertönt die Fragen des fröhlichen Patienten.

Dann erklingt die Glocke aus dem Laden, die Besucher sind zurückgekehrt. Walter bleibt allein zurück. Beide Frauen sind eiligst verschwunden. Walter lacht und denkt: «Wie doch das Leben lustig ist. Ich plage mich seit Tagen, ihr einen Brief zu schreiben. Nun kann ich alle angefangenen Seiten in den Papierkorb schmeissen. Der liebe Gott hat sie mir plötzlich ins Zimmer geschickt.» Er denkt aber auch an den Schrecken, den seine Mutter durchlebt.

Franzosen sind meist höfliche Menschen. Der Vater in seinem Stuhl, die Mutter in ihrer Aufregung werden mit so viel Liebenswürdigkeit und Dankbarkeit überschüttet,

dass sich die Angst in reines Entzücken verwandelt. Herr Gardelle bringt sechs Flaschen 1956er Bordeaux. Seine Frau für die Mutter ein feines Pariser-Parfüm und ein seidenes hübsches Halstuch. Die beiden werden bedankt und gelobt, als hätten sie Julienne auf den Schultern vom Gletscher heruntergetragen. Auch wird noch davon gesprochen, es sei dieser erste Besuch nicht ihr letzter Besuch. Vaters kleines Bärtchen wippt immerzu. Die Mutter kann der Tränen kaum erwehren. So ist sie in ihrem ganzen Leben nie gefeiert worden. Am liebsten würde sie alles vergessen und mit diesen Herrschaften am Tisch sitzen bleiben.

Von Priska angeführt, wandern Juliennes Eltern zum zweiten Patienten hinüber und erhalten auch sogleich die dringliche Mahnung, Walters Hand nicht zu strapazieren, weil die gebrochenen Rippen und die gefährdeten Lungen aller Schonung bedürfen. «Endlich kann ich Ihnen danken», spricht Frau Gardelle, während ihr die Tränen den Blick verschleiern, «Sie können nicht ermes- sen, was Sie uns Gutes getan, Sie guter und tapferer Mann. Das Kostbarste und Liebste haben Sie uns gerettet. Was wäre unser Leben noch ohne Ihre Tat.» Auch Herr Gardelle kommt herbei, hält lange Walters Hand in seinen beiden und findet rührende und aus dem Herzen kommende Worte und sagt dann: «Wir können Ihnen Ihre Hilfe nie vergelten, das wissen wir, aber wir werden Ihnen unseren allerherzlichsten Dank auf eine Weise zum Ausdruck bringen, wie Sie es heute noch nicht ausdenken können.»

«Ach, nein, das hätte jeder andere Bergkamerad auch getan. Ihre Tochter hat gut durchgehalten», meint Walter, «und Sie sehen, wie es kommt und geht, der Retter liegt im Bett!» Priska, die sich auf der anderen Seite herangeschlichen hat, sieht, wie die Schweissperlen auf Walters Stirne zu rinnen beginnen. Sie nimmt ein Tüchlein aus der Tasche und fährt sanft über sein Gesicht. Und wer weiss, hat ihm dieser zarte Liebesdienst so wohlgetan wie die lieben und dankbaren Worte von Juliennes Eltern.

Da die Herrschaften, von der Mutter angeführt, das Zimmer verlassen, bleibt Priska noch beim Patienten zurück und flüstert ihm zu: «Julienne hat mich zu dir geschickt. Mit Zwängen und Drängen hat sie eine Stellver-

treterin für mich gefunden. Ich soll Dir das von ihr überbringen.» Damit beugt sich das Mädchen über ihn und gibt ihm einen lieben Kuss auf die Lippen.

Wie der Blick der Mutter ihren Sohn durchschaut.

Wenn Remy schon mit sich und aller Welt im Hader lebte. Bei seiner Schwester Priska tauchte er immer wieder auf. Vielleicht wusste er mit seiner Zeit nichts anderes anzufangen, vielleicht gelüstete es ihn, nach Feierabend noch seine gut hundert Kilometer abzurufen. An solchen Abenden raste er wie ein Boxer durch die stillen Gänge des Spitals. In seinen ausgelatschten Turnschuhen konnte er unbemerkt da und dort auftauchen, bis er Priska fand. Er liebte es, sie plötzlich zu überraschen und zu erschrecken.

Die gute Schwester war abends müde und nicht dazu aufgelegt, auf einem langen Spaziergang Remys gehässige Reden anzuhören. «Überhaupt, wenn du kommen willst», sagte sie ungehalten, «dann gib mir vorher einen Funk. Und zweitens wasche Dir den Bart und die Haare. Ich zeige mich nicht gern mit einem zerzausten und verluderten Buschmann.» Irgendwie brachte er es aber doch zustande, sie auf einen Spazierweg zu locken. «Die Polizisten waren hinter mir her», brüstete er sich, «aber die habe ich abgesägt, diese Bullenbeisser. Die mit ihrer alten Kiste habe ich mühelos zurückgelassen.» Priska hörte ihm wortlos zu, liess ihn lange reden. Sobald er aber anfing über den Vater zu schimpfen, unterbrach sie ihn: «Kein Wort will ich hören. Du weisst, was unser Vater für dich getan hat. Das Geld für deine Ausbildung hat er sich am Munde abgespart. Hat in dem elenden Loch, ohne Sonne und eingepfercht, gewohnt, in Lärm und Gestank. Er mit seiner ruinierten Gesundheit. Und wie vergeltest du ihm seine Wohltaten? Du bist auf dem direkten Weg ins Zuchthaus. Deine Freunde und Kameraden hocken schon drin.» Auf den Weg starrend, die Finger in die Taschen seiner engen Hosen gesteckt, entgegnete er wütend: «Und wenn, dann sind wir quitt. Er ist ja auch gesessen. Als Schweizer hätte er den Franzosen ruhig ihre Politik überlassen können. Warum hat er gegen die Besetzungsmacht geschrieben und gekämpft? Hätte er sich still verhalten, dann

wäre er heute noch gesund. Wir hätten nicht durch das Elend waten müssen und die Mutter wäre noch am Leben. Alles seine Schuld. Und jetzt hilft er mit seiner berühmten Feder der verrotteten Gesellschaft. Das geht doch nicht so weiter auf dieser Welt! Denk an Vietnam, an die Hungerigen, an die Völker, die sich zerfleischen, weil die Waffenfabrikanten ihr Geschäft machen wollen. Dagegen muss man doch protestieren und den fetten Wanzen auf den Ranzen schlagen!»

«Dein Gerede geht mir auf die Nerven», sagte Priska, «du willst die Welt verbessern und wirfst dem Vater vor, er habe sich gegen die Grausamkeiten der Nazis in Frankreich gewehrt. Du willst die Welt verbessern und machst nur Stunk und Krach. Wer seinen Beitrag an eine bessere Welt leisten will, soll zuerst bei sich anfangen. Gib du das überflüssige von deinem Einkommen an die Armut, anstatt mit einem nicht bezahlten Wagen die Luft zu verpesten und Fussgänger zu überrennen. Zeige deine grosse Liebe für die Gequälten zuerst einmal jenen, die du zuschanden gefahren hast, anstatt sie zerschunden liegen zu lassen und abzuhaue. Ei, welch ein Held!»

«Also, meine liebe Schwester», begann er in höhnischem Tonfall, «deine Moralpredigten schätze ich nicht. Wenn du Wert darauf legst, dass ich gelegentlich bei dir aufkreuze, dann, bitte, streiche dieses Moralgesumse aus deinem Wörterbuch.» «Mein lieber Bruder Remy», fiel sie ihm ins Wort, «ich verzichte gerne auf deine Gegenwart, mindestens so lange, bis du mir bewiesen hast, dass es dir mit deinem Hang zu einem besseren Leben ernst ist. Bis jetzt weiss ich nur, wie sehr du dich bei den Revoluzzern und Wühlern wohlfühlst. Du bist talentiert, du hast Ideen, du kannst reden wie ein Einpauker und damit bist du soweit gekommen, dass du bis jetzt knapp am Gefängnis vorbeigekommen bist. Ich leide entsetzlich unter deinem zügellosen und verbrecherischen Tun und Vater noch mehr. Sprich mir nicht mehr von Brüderlichkeit und Sozialem, solange du deinen Allernächsten nichts als Leid und Qual zufügst. Ich habe immer wieder versucht, das Gute in dir zu suchen. Seit jener Nacht, da du Walter überrannt und liegen gelassen hast, kann ich für deine Taten kein Verständnis mehr aufbringen. Damit hast du mich im In-

nersten getroffen.» Ohne Gruss liess sie ihn stehen und eilte fliehend durch die Nacht.

Küsse sind heute leichter zu bekommen, sie sind billiger geworden. Sie werden auf Schulhausplätzen, an Strassenecken, entlang der Trottoirs, unter Sonnenschirmen, im Halbdunkel der Diskotheken, im Konzert verteilt, flüchtige, leidenschaftliche, höfliche und liebevolle. Aber ein Kuss, der wie ein Blitz einschlägt, in Herz und Mark Spuren hinterlässt und Narben, so wie ihn Walter empfunden hat, die Gedanken überwältigt, die Sehnsucht aufwühlt und allen Empfindungen nur noch eine Richtung lässt, verändert den Menschen und wirft ihn aus dem Geleise.

Mütter haben wache Augen und ein feines Gespür. Aus tausend winzigen Anzeichen formen sie ein Bild, eine Idee und sind davon nicht mehr abzubringen. «Walter scheint es besser zu gehen», sagt Frau Anna zu ihrem Mann, während sie darauf achtet, dass er die Suppe nicht verschüttet, «er ist wunderbar und unleidig. Heute hat er schon dreimal gefragt, ob der Arzt noch nicht dagewesen sei. Dabei weiss er genau, dass Lukas nicht vor dem Zunachten kommt. Seit diese Priska dagewesen ist, sie hat mir schon damals nicht gefallen, da sie wegen der alten Uhr hereingestürzt ist. Seit dem Tag ist die Unruhe in ihn gefahren. Die hat ihm den Kopf verdreht. Gut, dass er ihr jetzt nicht nachlaufen kann.



«Also, meine liebe Schwester, deine Moralpredigten schätze ich nicht.

Seitdem die französischen Herrschaften aus dem Uhrmacherhaus fortgegangen sind, findet Walter keine Ruhe mehr. Mit Bleistift will er nicht schreiben. Den Briefblock auf die Knie aufgestützt, rinnt ihm die Tinte nicht gleichmässig in die Wörter. Er ist aus dem Bett gekrochen, stöhnt und friert am Tisch und verbraucht eine Unmenge teures Briefpapier. Er schläft schlecht, das Bett ist ihm zur Qual geworden, die Tage und Nächte ziehen sich in die Länge. Kein Radioprogramm gefällt ihm. Sogar seine geliebten Bücher vermögen ihn nicht mehr zu fesseln. Er staunt und starrt an die Decke hinauf, träumt bei hellem Licht und unter tausend Ängsten im Schlaf.

Das wäre ein Geschenk, wenn diese Priska, mit ihrer hochmütigen Nase in der Luft, in unser Haus einziehen würde. Hat mich schon in der ersten Minute herumkommandiert. Und dir würde sie das Glas und Tassli auf den Tisch stellen, dass es nur so spritzt und schwappt.»

«Mir hat sie gar nicht schlecht gefallen», sagt Albert und schlürft seine Suppe, «ich warte schon lange darauf, bis er aus dem Kreis seiner Verehrerinnen eine auswählt. Denke dir, Mutter, wenn du zwei, drei herzige liebe Grosskinder um dich hättest.» «Ja, das fehlt mir gerade noch», tut sie entrüstet, «habe ich nicht schon genug zu gaumen und zu pflegen. Da ein Patient, dort ein Patient und dazu noch mit Windeln und Häfi umher-

springen. So wie ich diese Priska kenne, ich habe sie ja nur wenig gesehen, und man soll nie zu früh urteilen, hat die mich im Schwipp aus dem Geschäft und dem Laden verdrängt. Du bist wohl auch auf ihr hübsches Gesicht und schlanke Figur hereingefallen. Das ist natürlich bei euch Männern die Hauptsache. Aber wenn in die Suppe eine Prise zu viel Salz fällt, oder der Braten kein Lorbeerblatt, der Spinat keinen Saft hat, dann schleicht die üble Laune den ganzen Nachmittag durch das Haus. Was versteht eine Krankenschwester vom Kochen? Das Essen für die Patienten kommt aus dem Speiselift und, ob kühl oder heiss, wird's dem Kranken vor die Nase gesetzt.» «Eh nun», wagt Albert noch zu sagen, «dann versteht sie vielleicht etwas von Krankenpflege, und könnte dir manche Arbeit abnehmen. So wie es mit mir steht.» «So», fährt sie ihm über den Mund, «so, willst du damit sagen, ich pflege dich nicht gut?» damit sucht sie in allen Taschen nach einem Taschentuch und verteidigt sich mit der besten Waffe, die jeder Frau die Möglichkeit gibt, ein Gespräch zu beenden. Sie setzt sich aufschluchzend an den Tisch und lässt die Tränen rinnen. Ihr Mann schaut ihr beelen-det zu. Versucht mit gütigen Worten den Strom zu stillen oder zu dämmen, rühmt ihre Vorsorge und Güte, beteuert, nie, und mit keinem Gedanken habe er so etwas sagen wollen, macht Reu und Leid und ist unglücklich, wagt nicht zu sagen, dass ihn das Kissen im Rücken drückt und dass die Schmerzen in allen seinen Gelenken jodeln.

Von einem lieben Brief und einer kostbaren Fracht.

In einem grossen, gutgefederten Auto eines Freundes wurde Walter zu einer Röntgenaufnahme ins Spital gefahren. Seitdem durfte er aufstehen, auch für kurze Zeit in die Werkstatt gehen. Schneeflocken tanzten vor den Fenstern. Er hörte das Kratzen der Schneeschorer vor dem Haus. Wie gerne hätte er die Schaufel geschwungen, seine Ski auf die Schulter genommen, wäre er, eine Schneefahne hinter sich, über die Hänge geglitten. Der Arzt erlaubte ihm keine Sprünge und war mit dem Fortschritt seiner Genesung nicht zufrieden. Er wusste nicht, dass Walter dann und wann auf den Bahnhof marschierte und mit dem Zug in die Stadt fuhr und sogar

erst mit dem letzten Bummel heimkehrte. Die Besuchszeit im Spital war doch beschränkt. Machte Walter nachher in der Stadt noch einen Pintenkehr? War er plötzlich auf das Trinken versessen? Für einen Brustfell- und Lungenverletzten dürfte es doch äusserst gefährlich sein, in Winternächten durch den Biswind zu laufen. Walter war sich dieser Gefahren bewusst und unternahm die Spaziergänge auf verschneiten, einsamen Wegen vorsichtshalber auch nur unter Begleitung einer diplomierten und pflegefreudigen Krankenschwester. Merkwürdigerweise besserte sich nach solchen Übungsmärschen sein Zustand. Er empfand noch Tage nachher weniger Schmerzen, im Gegenteil, ein eigenartiges Glücksgefühl und eine wohlige Stärkung seiner Kräfte.

Auch seine Gewandtheit im Schreiben machte merkliche Fortschritte. Was ihm bisher immer eine Qual gewesen, wurde ihm zum Vergnügen. So setzte er sich einmal spät in der Nacht an den Tisch und schrieb einen Brief: «Meine allerliebste Priska! Endlich ist's soweit. Die Uhr ist in Ordnung und reguliert, sie geht sekundengenau. Mir ist es eine grosse Freude, täglich festzustellen, dass das Werk prächtig in Stand ist. Der Stundenschlag, in seinem bezaubernden Klang, wird mir hier in der Werkstatt fürchterlich fehlen. Und trotz dem Tschipp-Tschapp der andern Uhren werde ich diese edlen Töne entsetzlich vermissen. Aber länger will ich Deinem lieben Vater diesen Zauber nicht mehr vorenthalten. Die Uhr kann ins Schiltli transportiert werden, allerdings nur auf die sorgfältigste Art. Ich habe bereits einen Freund angeboten, der mir jederzeit mit seinem Auto zur Verfügung steht. Was mir noch fehlt, sind zwei zarte Hände, die das kostbare Werk vor jedem Schwanken in den Kurven behüten. Bitte gib mir Bericht, sobald Du frei bist und Lust hast, mir bei dieser heiklen Fracht zu assistieren ...» Das Schreiben dehnte sich noch über weitere Seiten aus, enthielt gar viele zärtliche und liebevolle Worte und brachte den Erfolg, dass schon anderntags die Telefonglocke in der Werkstatt ertönte und Priskas helle Stimme. Das Gespräch war länger als der Brief und nicht minder herzlich und enthielt die Zusage. «Am Mittwoch um zwei, ich habe auch am Donnerstag frei.»

Der Föhn hatte inzwischen längst mit den letzten Spuren des Winters aufgeräumt. Die Matten standen voller Blumen. Die Sonne bestrahlte und erwärmte alles, was die prachtvolle Landschaft zu enthüllen vermochte. Am Steuer sass ein vorsichtiger und zuverlässiger Chauffeur. Auf dem Rücksitz thronte die Uhr zwischen Priska und Walter und wurde so liebevoll und zärtlich gehalten, wie je ein Kind zur Taufe getragen worden ist. Auch auf den Schuttfeldern des Wildbachs zeigte sich das Grün der Natur, die immer versucht, die Narben ihrer stürmischen

einen Schemmel herzu und setzte die Uhr an ihren alten Platz. Erst dann trat er auf Johannes zu, reichte ihm die Hand und sagte nach frohem Gruss: «Ihr seid ein geduldiger Mann. Verzeiht, dass Ihr sie so lange entbehren musstet. Es ist eben allerhand dazwischengekommen.» Voll Freude betrachtete Johannes das reichverzierte, nun in neuem Glanz erstrahlende Erbstück. Dann holte er Gläser aus dem Schränkli an der Wand und die immerbereite Flasche. «Priska, du nimmst auch einen Schluck in dieser feierlichen Stunde», sagte er, goss die Gläser voll



Walter schob einen Schemmel herzu und stellte die Uhr an ihren alten Platz.

Tage zu heilen.

Der Wagen hielt vor dem Stall. Behutsam wurde die Kostbarkeit ausgeladen. Priska sprang voraus die Stiege hinauf, sah ihren Vater am Schreibtisch in seine Arbeit vertieft, unwillig über die Störung aufschauend. «Vater», rief Priska, «ich bringe dir dein und mein Liebstes.» Beim Anblick seiner geliebten Tochter hellten sich seine Züge auf und unterdessen kam auch langsam Walters Kopf aus der schmalen Versenkung empor und das schonlich in Tücher gehüllte Riesenpaket. Priska beeilte sich, auf einem Tisch in aller Hast einen Platz freizumachen. Beim Abstellen erklang hell und zart ein feines Tönchen.

«Gott sei Dank», rief Johannes, «endlich ist sie wieder da. Und auch dir, Walter, herzlichsten Dank.» Dieser aber, mit feierlicher Miene und ohne ein Wort, enthüllte die Kostbarkeit. Auch der Haken an der Wand hatte bis zu dieser Stunde gewartet. Walter schob

und just beim Anstossen erfüllte der Stundenschlag mit seinem Silberklang den Raum.

«Jetzt erst bin ich hier wieder recht daheim», sagt Johannes, «die Rechnung für deine grosse Arbeit kann ich im Augenblick schon verkraften, ich habe gestern einen Vertrag mit meinem Verleger unterzeichnet, übernehme eine interessante Arbeit, die vorzüglich bezahlt ist und brauche dafür nur die Hälfte meiner Zeit, sodass ich alle andern Verpflichtungen gut erfüllen kann.» Priska protestiert, er dürfe sich nicht noch mehr Arbeit aufladen. Ob er denn mit aller Gewalt sein schonungsbedürftiges Herz abrackern wolle, und ob er auch pünktlich und genau, nach Vorschrift des Arztes seine Pillen schlucke. «Meine Medizin siehst du hier im Glase funkeln», meint der Vater mit verschmitztem Lächeln, «und wenn diese nicht reicht, habe ich immer noch meinen würzigen Tabak in

der Pfeife. Bei mir geht es nicht wie bei euch im Spital, wo so viele Leute sterben.»

Sie sitzen gemütlich beisammen. Jede Viertelstunde lauschen sie dem Schlag, der von der Wand kommt und in feinem Klang die Luft durchzittert. Johannes gerät ins Erzählen, redet von seiner lieben Frau, von seinen Jahren in Frankreich, der furchtbaren Zeit des Krieges und der Not. Priska versucht dann und wann ihn von den wehmütigen Gedanken abzulenken. Bevor Tina kommt und zum Nachtessen ruft, möchte sie gerne noch von der Gegenwart sprechen. Johannes aber ist in seine Erinnerungen versunken. Wenn er schon vier staunende Augen und vier aufmerksame Ohren vor sich hat, eine Wohltat in seinem einsamen Leben, will er die Stunden nützen. Was er seit vielen Jahren nicht mehr getan, er erzählt von seiner Verhaftung mitten in der Nacht, von den Verhören vor grellen Lampen, bei denen die schmerzenden Augen, der bohrende Hunger, der brennende Durst zu Geständnissen verhelfen sollten, von Folterungen und der Kälte in den Kellern der Besatzungsmächte. Johannes erzählt derart lebhaft und voll Spannung, dass die Stunden verrinnen und die Gegenwart versinkt. Angst und Kriegsnot sind heraufbeschworen.

Beide lauschen und schauen ihm unverwandt zu, hören auch nicht Tinas Schritte die Treppe hinauf, die in einen Jubel ausbricht, da sie die Uhr an der Wand sieht und ihre liebe Priska in die Arme nehmen kann. Sie, die sie als Kind in den Armen getragen und durch alle Notzeiten behütet und begleitet hat. Trotz dieser überschäumenden Freude bleibt Tina die Köchin, lässt ihre Gerichte nicht gern kalt werden. Sie hat den Wagen kommen gehört, hat gesehen, wer ausgestiegen und wie der Chauffeur wieder fortgefahren ist und hat ein Nachtessen zubereitet, dessen Duft sie sozusagen in die Schreibstube hinüber mitbringt. Darum fällt es auch nicht so schwer, aufzustehen und ins Haus hinüber zu gehen, wo auf dem weissen Tisch-tuch Teller liegen, grosse bauchige Gläser stehen und Blumen.

Die würzige Suppe, der Braten mit seiner dunklen Kruste, die farbenfrohe Gemüseplatte, Dessert und Kaffee heben die Stimmung zu einem wahrhaftigen Fest. Und so fällt es Walter nicht schwer, ein gewichtiges Wort

beizutragen. «Julienne kann nächste Woche heimreisen, glücklich und froh, gesund und gelenkig», sagt er, «die Schulter ist wieder soweit, dass sie ein ganzes Orchester dirigieren könnte. Aber für uns», dabei wirft er einen schnellen Blick zu Priska hinüber, «für uns ist dies in doppeltem Sinne ein schmerzlicher Abschied. Sie wird daheim wenig Zeit finden, an uns zu denken, wird uns vergessen und ist ein selten lieber Mensch. Und ich kann nicht mehr zum Krankenbesuch in die Stadt fahren, um Priska zu treffen.»

Johannes schaut verwundert in das Gesicht Walters, der plötzlich in seiner schönen Rede den Faden verliert. Die Tochter ist auch nicht darauf gefasst, ihm weiterzuhelfen. «Da meine ich nur», fängt Walter wieder an, «wäre vielleicht doch das Schiltli der einzig richtige Ort für ein ergiebiges und vertrautes Gespräch zwischen uns beiden. Wir haben nämlich viel zu besprechen, Priska und ich. Und bei mir zu Hause sagt die Mutter bald einmal, seit meiner Krankheit warten so viele Uhren und ihre ungeduldigen Besitzer, mit Plaudern werden sie nicht repariert.»

«Meine Freitage möchte ich auch gerne hier und bei dir verbringen», beginnt nun Priska und schaut ihren Vater mit glänzenden, flehenden Augen an, «du bist doch auch viel allein. Wenn Walter dann und wann hier heraufkommen könnte und du damit einverstanden bist, wäre das für uns herrlich.»

Johannes schaut bedächtig durch den Rauch, der von seiner Pfeife aufsteigt in dieses und das andere Gesicht und meint: «Davon verspreche ich mir nicht viel Kurzweil. Ich kenne das aus meiner eigenen Jugend. Ein kurzer Gruss, ein paar liebe Worte, dann kann ich euch, wenn ich zum oberen Fenster hinausschaue, am Waldrand sehen, oder mit dem Feldstecher auf dem Bergweg, vielleicht zu einem Abendsitz, bei dem man euch von Weitem ansieht, dass ihr gerne allein da wäret. Nein, um mir Gesellschaft zu leisten, müsst ihr nicht ins Schiltli kommen. Aber es kann ja sein, dass es diesen Sommer viel regnet, da will ich euch den Schärmen nicht ver-gönnen.»

Priska legt ihren Arm um des Vaters Hals und sagt: «Von mir aus kann es regnen Tag und Nacht, Vater, du bist ein Schatz!» Walter schaut vergnüglich dem Küssen und Schmeicheln zu, sieht wie Johannes mit seiner Pfeife

in die Enge kommt und wartet bis er ihm über den Tisch hinüber die Hand reichen und herzlich danken kann.

Endlich wieder ruhig dasitzend, fängt Johannes lächelnd zu sprechen an: «Dich habe ich nicht oft gesehen in letzter Zeit, Walter, aber die Besuche meiner Tochter und ihr Benehmen haben mir gezeigt, dass die Liebe in ihrem Herzen aufblüht. Ich habe mich wohl verwundert, aus ihrem Erzählen zu vernehmen, wie du jeden freien Sonntag die Französin besuchst, und erst aus winzigen Anzeichen bin ich dann auf den Gedanken gekommen, auch die Krankenschwester könnte in diesem Eifer eingeschlossen sein. Darum ist mir euer Wunsch keine Überraschung. Der liebe Gott kennt verschlungene Wege. Ich habe gelernt, auf seine Stimme zu hören und auch auf die leiseste Bewegung seiner Lenkung zu achten. Ich will euch nur raten, da er euch auf so liebenswürdige Art zusammengeführt hat, in seinem Schutz und seinem Willen zu verbleiben. Und jetzt, da ihr so viel zu besprechen habt, ziehe ich mich in meine Bude zurück. Die Arbeit wird mir gewiss leicht von der Hand gehen, jetzt da ich von euch diese gute Nachricht erhalten habe.»

Nochmals muss er einen Sturm über sich ergehen lassen, wird gebeten, doch ja noch zu bleiben und zuzuhören, wie alles gekommen sei. Überhaupt müsse er sich schonen und dürfe nicht so spät noch ans Schaffen denken. Johannes erhebt sich, reicht beiden kräftig die Hand und geht gradauf und sicheren Schrittes hinaus.

Walter, der in tiefer, dunkler Nacht das Haus verlässt, sieht im Gaden das Licht der Schreibtischlampe und sieht es noch weit unten von der letzten Windung der Strasse aus.

Im Dusel und Taumel.

Die Glückstage sind uns vom Lenker aller Kräfte geschenkt, aber sie werden uns nicht allzu üppig zugemessen. Tage kommen, an denen alles schief geht, auch wenn die Sonne lacht und die Blumen blühen, die Menschen mit heiteren Gesichtern einander grüssen, und die Vögel früh am Morgen zwitschern und jublieren.

An einem solchen Tag trat Priska in den Uhrenladen und wollte ihre kleine Uhr, die

sie zum Puls messen gebrauchte, reparieren lassen. Walter war nicht da. Sie wurde von Frau Anna begrüsst, die sich höflich nach dem Befinden von Fräulein Julienne erkundigte, wie die Reise vonstatten gegangen sei und wie die neuesten Berichte lauten. Da Priska fragte, ob Walter vielleicht am Nachmittag zurück sei, erhielt sie den Bescheid, es sei ungewiss und wurde gefragt, ob sie vom Schiltli komme oder dort hinauf gehe. «Ich habe morgen Sonntagsdienst und darum heute frei», sagte Priska, «und hätte doch gern noch mit Walter gesprochen.» «Dann gehen Sie am besten möglichst schnell ins Schiltli, dort werden Sie heute genug zu tun haben.»

Die Mutter war nicht unfreundlich, aber die Art, wie sie Auskunft gab und diese rätselhaft andeutung veranlassten Priska, ohne lange Fragen den Laden zu verlassen und den Weg unter die Füsse zu nehmen. Etwas bedrückt und eiligen Schrittes, die stechenden Strahlen der Sonne und die Hitze nicht achtend, stieg sie die Strasse empor und traf bei der Abzweigung zu Stanis Heimen den kleinen Bruno. «Ist dein Vater schwer krank?» fragte er, «sie haben ihn mit dem Spitalauto geholt.» Näheren Bescheid war von dem Bub nicht zu bekommen. Priska überlegte, ob sie umkehren und zum Vater eilen wolle. Dachte aber doch, sie wollte zuerst bei Tina die Umstände erfahren und ging in tausend Ängsten weiter bergauf.

Sie konnte nicht wissen, was am frühen Morgen geschehen war. Darüber hätte ihr Doktor Lukas mehr berichten können. Zu ihm wurde nämlich von zwei Polizisten ihr Bruder Remy gebracht, der mit einem Tempo von 160 km in eine Autofalle geraten war, 80 km mehr als auf dieser Strecke erlaubt war. Der Arzt musste ihm eine Blutprobe entnehmen und den Alkoholgehalt testieren. Nach durchzechter Nacht, in einem Taumelzustand ohnegleichen, lag Remy im Ordinationszimmer und hörte nur wenig von den zornigen Worten, die der Arzt wie ein Hagelwetter auf ihn niederprasseln liess.

Aus echter Freundschaft zu Johannes und bis ins Innerste erbost, benützte der Arzt diese Stunde, um dem leichtsinnigen Jungen kraftvoll die Leviten zu verlesen. Da der Chauffeur des Spitalautos eben mit einem Bericht zurückkam, bat er ihn, den sinnlos

Betrunkenen auf seine Kosten ins Schiltli hinaufzubringen. Also ward Remy, der halb-schlafend alles mit sich geschehen liess, auf die Bahre gelegt und verfrachtet. Von Tina und dem Chauffeur gestützt, geschoben und gehoben, wurde er die Stiege hinauf und in Priskas Zimmer auf das Bett gelegt. Stani und seine Frau hatten das Auto auf der Tal-fahrt gesehen und sogleich vermutet, Johan-nes sei in das Spital gebracht worden.

Von all dem wusste Priska nichts, nur im Dorf hatte man den Hergang beobachtet und schleunigst von Tür zu Tür, von Fenster zu Fenster weitergegeben.

Priska kam schweissgebadet im Schiltli an, stürmte die Stiege hinauf und rief: «Tina, Ti-na!» Diese kam aus der Küche, deutete mit dem Finger auf die Lippen, sie soll sich still verhalten und sagte: «Er schläft, das ist das Beste. Er befindet sich in einem schreckli-chen Zustand», winkte ihr, mitzukommen und ging voraus bis zu Priskas Kammer. Dort öffnete sie vorsichtig die Türe und liess das Mädchen hineinschauen. Kaum hatte Priska einen Blick auf den Liegenden geworfen, ent-fuhr ihren Lippen der Schrei: «Gott sei Dank!» Und Tina an beiden Armen erfas-send, fragte sie voller Angst: «Und der Va-ter?»

«Der sitzt im Gaden, ist so sehr in seine Arbeit vertieft, hat gewiss weder das Auto, noch den ganzen Rummel gehört. Ich koche jetzt einen Tee, wenn Remy erwacht, wird er Durst haben.»

Alle Kräfte verliessen das Mädchen. Es setzte sich auf den nächsten Stuhl und blieb lange unbeweglich, die Augen auf das ver-wüstete Gesicht des Schlafenden gerichtet. Wild stürmten ihm die Gedanken durch den Kopf, die Erleichterung von ihren Ängsten wurde von der aufsteigenden Wut überwäl-tigt. Ein Zittern durchlief Priskas Körper.

Erst lange darnach näherte sie sich dem Bruder, befühlte seinen Puls, dann sagte sie laut, als ob sie ihn wecken wollte: «Du dum-mer Bub! Wann kommst du endlich zum Verstand.» Dann schlich sie hinaus, ging zu Tina in die Küche hinunter und fragte: «Du, Tina, kennst du dich aus im Alten Testa-ment?» «Nein, nicht besonders, warum?» entgegnete diese. Und Priska sprach mit ei-nem Anflug von Galgenhumor: «Im Alten Testament haben doch, wenn ich mich recht

besinnen kann, Frauen einem Riesen Haar und Bart abgeschnitten und ihn damit seiner Kraft beraubt. Ich hätte die grösste Lust, Remys Kopf, Kinn und Backen ratzekahl zu scheren. Vielleicht würde ihm damit seine überschüssige Kraft entzogen. Wenn er dann jeden Abend hundemüde wäre, das würde ihn zufriedener werden lassen.»

Remy schlief wie ein Bär. Er wusste nichts davon, dass Priska da gewesen, lange und eindringlich mit dem Vater gesprochen hatte. Erst da Johannes vom Sonntagsgottesdienst heimkam, begann er sich staunend umzuse-hen und langsam zu begreifen, wo er war. Schaute sich in dem hübsch eingerichteten Zimmer um, besah sich die farbenfrohen Bil-der an der Wand und starrte lange auf die Fotografie von Walters lachendem Gesicht. Tina brachte ihm warmes Wasser und ein Haarwaschmittel. «Jetzt wird dein Strubel-grind geschrubbt», sagte sie energisch, «mit einem solchen Krähennest kommst du mir nicht an den Tisch»

Noch mehr aber staunte Remy, da er beim Mittagessen dem Vater gegenüber sass und dieser in aller Ruhe mit ihm sprach und mit keinem Wort erwähnte, was sich am Samstag ereignet hatte. Remys Kopf brummte ohnehin, als ob sich darin zwei Mühlsteine dreh-ten. Beim schwarzen Kaffee fragte Johannes: «Mit Schnaps oder Nidel?» Da Remy mit ei-nem Wink auf beides verzichtete, fuhr Jo-hannes fort: «Diesmal kannst du mir die Schuld nicht in die Schuhe schieben. Was jetzt geschehen ist, das hast du dir ganz allein eingebrockt und wirst es auch ganz allein auslöffeln müssen. Ich habe mich heute im Dorf an zuständiger Stelle erkundigt. Ein Jahr oder zwei wird dir der Führerschein entzogen. Zu Fuss gehen ist gesund. Du kannst diese Zeit auch gut benützen, um dei-ne Schulden am Auto abzuzahlen.» «Diese verfluchten Polypen», protestierte Remy, «immer die Kleinen schnappen sie ...» Jo-hannes liess ihn nicht ausreden. «Sei du zu-frieden», entgegnete er ihm, «weit wärest du in deinem Dusel ohne Unfall nicht mehr ge-fahren. Du kannst ihnen dankbar sein, dass sie dich vor einem grossen Unglück bewahrt haben. Denk einmal, wenn du ein Kind oder gar eine Mutter überfahren hättest. Ich habe mit Doktor Lukas gesprochen. Ich weiss Be-scheid. Ich bin nicht der Mann, der einen

Halblebigen überreden will, der seinen Denkapparat nach 24 Stunden Schlaf immer noch nicht beisammen hat. Auf dem Weg bergab und im Zug hast du heute Zeit, deine Gedanken zu ordnen.» Remy fuhr auf: «Wo ist mein Wagen? Ich muss doch ...» «Gar nichts musst du, Remy», unterbrach ihn der Vater, «dein Wagen ist versorgt. Nachdenken musst du! Ihr Jungen wollt ja nach eigenem Kopf und Sinn hantieren! Jetzt hast du Gelegenheit, Pläne zu machen, Ideen zu entwickeln und deinem Leben eine Richtung zu geben. Vielleicht merkst du jetzt, wie du deinen Kompass einstellen musst.»

Nicht so sehr die Worte beeindruckten den Sohn, der mit aller Mühe keine überzeugenden Argumente fand. Viel mehr fühlte er sich erschlagen von Vaters Ruhe und von der Güte, die aus seinen Augen sprach.

Auf Fahrt in den sonnigen Süden.

Ferien! Glitzernde Sonne auf Gletscher und See! Heisse Tage, kühler Abend bei Gartenkonzert und gemütlichem Trunk! Wandern, baden, reisen, fliegen, ferne Städte, fremder Strand! Von überall her kommen bunte Karten mit Feriengrüßen und Walter sitzt daheim in der Werkstatt, Touristen kommen in den Laden, sonnengebräunte, gutgelaunte, leichtbekleidete mit Strohhüten und baumelnden Fotoapparaten und Walter setzt winzige Rädchen und Schrauben ein und denkt daran, dass er, seit er daheim war, keine Ferienpläne zur Sprache brachte. Wie hätte er auch der Mutter noch mehr Arbeit aufladen können.

Aber Doktor Lukas sprach ein Machtwort, achtete auf kein Jammern und keine Sorgen: «Mein Patient braucht mindestens drei Wochen Luftveränderung, Höhenkur oder Meer. Das Geschäft wird geschlossen, Frau Anna soll einmal ausspannen, und Vater Albert könnte eine Badekur auch gut tun.» Diese, in ernstem Befehlston vorgetragene Rede brachte einen Wirbel ins alte Uhrmacherhaus. Am Schluss aller Bedenken und finanziellen Berechnungen blieben zwei Wochen Erholung für Walters Brustfell und wurde nach langem Verhandeln der Termin festgesetzt, eine Liegekur im Bündnerland.

Just in diesen Tagen kam aus Frankreich ein Brief mit der Einladung, Walter möge doch so freundlich sein und einige Wochen,

mit Julienne in ihrem Haus am Meer verbringen, es sei damit die versprochene Überraschung verbunden. Ein Geschenkbon für die Hinreise lag bei und auch viele herzliche Grüsse von den Eltern. Dies schlug dem Fass den Boden aus und verlängerte das abendliche Telefongespräch mit Priska gewaltig.

Zehn Tage nach dem Eintreffen dieses Briefes, nach jener Nacht, da der Vater wegen der Schmerzen, die Mutter vor lauter Sorgen und Walter infolge Reisefieber keinen Schlaf finden konnten, fuhr der junge Uhrmacher in seiner elegantesten Kluft, mit einem prallgefüllten Koffer im Schnellzug viele hundert Kilometer.

In nächtlicher Stunde wurde er von Juliennes Vater am Bahnhof abgeholt und auf verschlungenen Wegen bis zu einem Haus gebracht, das in einem Park von alten, mächtigen Bäumen umstanden, am Meer lag, vom Rauschen der Wellen erfüllt. Auf dem Tisch im Terrassenzimmer war ein gediegenes Nachtessen aufgetragen. Herr Gardelle drängte den jungen Mann, eifrig zuzugreifen, weil die Meerluft den Appetit anrege, leistete ihm Gesellschaft, füllte nach jedem zweiten Schluck sein Glas mit funkelndem Wein und entschuldigte sich, dass seine Frau und Tochter bereits zu Bett gegangen seien. Am Morgen solle Walter ruhig ausschlafen, diese lange Reise sei für ihn doch gewiss sehr anstrengend gewesen.

Der kühle Wind und sein Sausen, das Aufschlagen der Brecher an den Klippen liessen Walter keine Ruhe. Immer wieder schlug er seine Bettdecke zurück, trat ans Fenster und schaute auf das wogende Meer hinaus, das im Silberlicht des Mondes vor ihm lag, sah auch den gepflegten Rasen und die Bäume, deren Äste unaufhörlich in Bewegung blieben. Erst gegen den Morgen zu fiel er in einen glücklichen Traum. Auch dieser konnte ihm nicht vorgaukeln, was an Freude und Überraschung auf ihn wartete, trotzdem er ihn bis in den Vormittag hinein gefangen hielt.

Das Zimmer lag im hellen Licht, da er endlich die Augen aufschlug und sich besinnen konnte, wo er war. Mit kühnem Schwung sprang er aus dem Bett und lief zum Fenster hin. Ein herrlicher Ausblick übertraf seine Erwartungen. Der Wind hatte ausgetobt. In einer Lichtflut lag das Meer vor ihm, in Glit-

zern und Glänzen die Wellen. Auf der Wiese vor dem Haus, im Schatten eines mächtigen Baumes sah er eine Gruppe von Liegestühlen und glaubte Juliennes schlanke Gestalt zu erkennen. Sie lag allein, mit einem Buch in der Hand, das auf ihr blumiges Kleid gesunken war. Er sah ein Mädchen in weisser Schürze und einem kecken Häubchen auf sie zutreten, ein Tablett in der Hand. «Also immer noch eine Krankenschwester», dachte Walter, «immer noch leidend.»

In einem Tempo, als würde er die ewige Seligkeit versäumen, erledigte er seine Morgentoilette und suchte die Türe, die ins Freie führte. Eilig schritt er über den Rasen und sah, dass nun auch der Stuhl neben Julienne belegt war und zwar von der weissen Schürze. Sollte also das Wiedersehen unter der Kontrolle fremder Augen stattfinden? Er dämpfte seine Schritte, kam näher und gewahrte, dass die Pflegerin ihr Gesicht mit einem bunten Tuch bedeckt hatte.

«Fräulein Julienne», sagte er halblaut, «Fräulein Julienne, wie steht es um Ihr Wohlbefinden?» In diesem Augenblick streckten sich ihm ihre Arme entgegen. «Walter, mein guter Walter, sind Sie endlich aufgewacht. Seit ich hier liege, habe ich die Sekunden gezählt. Ich bin so glücklich, dass Sie gekommen sind.» Während der stürmischen Begrüssung und dem frohen Plaudern, blieb die Schwester unbeweglich liegen und störte das Wiedersehen in keiner Weise.

«Wie gefällt Ihnen die Gegend? Haben Sie gut geschlafen? Sind Sie gut gereist?» und noch viele Fragen stürmten auf ihn ein, die er im übermütigen Dahersprudeln kaum beantworten konnte. Julienne war längst aufgesprungen und wirbelte ihn herum. «Haben Sie bekömmlich und bequem das Frühstück eingenommen?» «Nein, wie kann ich hier in diesem Zauberreich ans Essen denken», sagte er. Sie aber legte ihm beide Hände auf die Schultern und flüsterte ihm ins Ohr: «Sie werden aber gewiss Appetit bekommen, wenn Ihnen die Schwester den Kaffee hierher bringt» und sich an die Liegende wendend, «liebe Schwester, darf ich Sie bitten, für einen Augenblick Ihren tiefen Schlaf zu unterbrechen, um meinem Freund den Hunger zu stillen.»

Langsam, mit einer matten Bewegung, als ob ihr jeder Dienst zu anstrengend sei, erhob

die Weissgeschürzte die Hand und zog das Seidentuch von ihrem Gesicht. Walter blieb wie erstarrt stehen. Ihm schien, der Boden wanke unter seinen Füßen. War er im Traumland oder in der Wirklichkeit? Er sah Priskas Gesicht, auf dem ein schalkhaftes Lächeln geisterte. Sie blieb unbeweglich liegen, rannte nicht davon, um das Frühstück zu holen. Sie freute sich, zu sehen, wie er sich zögernd aus seiner Überraschung löste, näher kam, sich herniederbeugt und stillte seinen Hunger in einem herzinnigen Kuss.

Voll Entzücken schaute Julienne auf die beiden lieben Menschen, die den Park mit allen Bäumen, das Haus mit allen Bewohnern, das Meer und den Himmel vergassen, in ihre Zärtlichkeiten verstrickt und im sich Beschauen und Berühren versunken blieben. Schon lange hatte Julienne diesen Plan ausgeheckt, die treue Schwester verpflichtet, kein Wörtchen zu verraten. Nun konnten sie alle die ungetrübte Freude geniessen.

Das schlägt dem Fass den Boden aus.

Die ersten Tage blieben, nach Juliennes Plan, für das Ausruhen und kleine Spaziergänge reserviert. Sie selbst durfte sich noch keine Strapazen erlauben. Darum wanderten die beiden Glücklichen allein durch die Felder, an verfallenen Mauern, Schafherden und Gehöften vorbei in die Einsamkeit, die ihnen so köstlich war. Sie wurden nicht müde im Erzählen und Planen. Priska berichtete von ihrer Angst, die sie durchlitten hatte, weil Walters Mutter in der ersten Zeit gegen sie kühl und ablehnend gewesen sei und wie sie ihr Vertrauen und ihre Liebe erfahren durfte und sprach auch davon, dass es ihr schwer gefallen sei, sich innerlich von ihrem geliebten Beruf zu lösen. Schon immer habe sie davon geträumt, an den leidenden Mitmenschen eine Aufgabe zu erfüllen. Sie habe in ihrer Schwestertracht den Sinn ihres Lebens und die Erfüllung gefunden.

Der frühe Tod ihrer Mutter habe sie unheilbar getroffen. Nun habe sie in Walters Familie wieder diese entbehrte Geborgenheit gefunden.

Nicht nur auf einsamen Wegen und im Schatten verkrüppelter Bäume verbrachten sie die Stunden, das Meer wurde ihr unerhörtes Erlebnis. Das Spiel mit den Wellen, das Schwimmen und Rudern am frühen

Morgen eröffnete jeden Tag voller Wunder. Und was sie an Liebe und Verwöhntwerden von Juliennes Eltern erfuhren, war mehr, als die kühnsten Vorstellungen ahnen liessen. Bei den Mahlzeiten, die nach traditionellen Gewohnheiten mit einer gewissen Feierlichkeit eingenommen wurden, spürte Walter oft die Enge seines Kragens, wäre er gerne früher von der Tafel aufgestanden, um seine unbändige Freude in der herrlichen Natur auszutoben. Andererseits aber bewunderte er, wie geschickt die Gastgeberin die Gespräche führte und lenkte und wie gewandt Juliennes Vater aus der grossen Welt zu berichten wusste. «Wie mir Fräulein Priska erzählt hat, haben Sie in Paris Ihre Fahrprüfung bestanden», wendete er sich einmal an Walter, «war das nicht etwas beängstigend für Sie, in den Trubel dieser Strassen zu tauchen?»

«Ich war vorher ein Jahr in London», sagte Walter, «habe mich ein wenig an das Chaos gewöhnt. An Mut hat es mir nicht gefehlt. Aber ich war in meinem Leben nie so in Schweiss gebadet wie beim endgültigen Examen. Damals habe ich noch davon geträumt, einmal selbst einen kleinen Wagen zu besitzen, um das Wochenende in guter Luft verbringen zu können. Seitdem mein Vater erkrankt ist, sind diese Träume verronnen. Ich habe oft mit Wehmut meinen Führerschein betrachtet.»

«Und wir haben diesem Umstand die Rettung unserer lieben Tochter zu verdanken», fügte Frau Gardelle hinzu, «denn sonst wären Sie vielleicht am Unglückstag auf einer Autotour um den See, statt in den wilden Bergen gewesen.» Auch Priska erzählte von ihrer Fahrschule und von ihrem Plan, mit einem kleinen Flitzer an einem freien Abend zu ihrem Vater zu fahren. Seine Gesundheit habe eine Zeit lang ihre strenge Überwachung gefordert. «Mit seiner eigenwilligen Art, seine Kräfte zu vergeuden und anstelle von Medikamenten guten Wein und starken Tabak anzuwenden, schwebt er nach medizinischen Grundsätzen ständig in Gefahr», sagte Priska besorgt.

So fand Priska Gelegenheit, von ihrem Vater zu erzählen, von seiner Glanzzeit in Frankreich und deren leidvollem Ende, von ihrer Mutter, ihrer Verwandtschaft und ihrer Liebe zu Frankreich und wie gross ihre Freude sei, jetzt endlich einen Teil dieses herrli-

chen Landes kennen zu lernen. Nach diesem ergiebigen Mittagsmahl schlug Herr Gardelle vor, einen kleinen Spaziergang im Park zu machen. «Sie haben noch nicht alles gesehen, die alte Trotte gehört auch zu diesem Besitz.»

Seine Frau am Arm, die drei jungen Leute fröhlich plaudernd hintennach, schlenderte die Gesellschaft zu dem Gebüsch hinüber, das mit seinem hohen Dach und dem breiten Tor zwischen den Bäumen herabschaute. Da sie näher kamen, öffnete der Gärtner die beiden schweren Flügel und gab damit den Blick frei auf ein hellgraues, mit vielen Blumen geschmücktes Auto, das neben der uralten Weinpresse stand. «Ei, wie reizend», rief Priska, «das ist ja ein Hochzeitswagen! Julienne, wird er für Ihre Hochzeit hergerichtet? Sie haben mir kein Wort gesagt!»

Diese aber schüttelte lachend den Kopf: «Weit gefehlt, liebe Priska, ich bleibe noch lange ohne Ring und Schleier. Aber seien Sie still und hören Sie, was mein Vater von diesem 'Peugeot' zu erzählen weiss.»

Herr Gardelle schritt auf den Wagen zu, liess seine Hand zärtlich über den feinen Lack gleiten und begann: «Das ist ein robuster, kleiner Kerl, gut für weite, schnelle Fahrten und tüchtig auch im Gebirge. Meine lieben Schweizer, Sie werden wohl beachtet haben, dass ich Ihnen einen Gutschein nur für die Herfahrt zugestellt habe. Heimfahren werdet Ihr mit diesem hübschen Wagen, denn er ist unser Hochzeitsgeschenk, das wir Ihnen aus herzlicher Dankbarkeit übergeben. Herr Walter, ohne Ihre Hilfe wäre meine Tochter nicht mehr am Leben. Fräulein Priska, ohne Ihre Fürsorge und Pflege, Ihre unermüdliche, liebevolle Sorge um unser Kind könnte sie gewiss nicht froh und glücklich bei uns sein. Wir können Ihnen nie vergelten, was Sie uns Gutes getan haben, aber soweit es möglich ist, wollen wir unsere immerwährende Dankbarkeit bekunden.»

Fassungslos standen die Beiden und fanden keine Worte. Priska fühlte die Tränen in ihre Augen aufsteigen, wendete endlich ihren Blick Julienne zu, umfasste sie mit ihren Armen und küsste sie auf die Wangen. Dann ging sie mit ausgestreckten Händen auf Herrn Gardelle zu, schaute durch den Schleier ihrer Tränen in sein gütiges Gesicht und konnte kaum ein Wort hervorbringen. Wal-

ter, der neben Madame Gardelle stand, suchte ihre Hand, und begann zu sprechen: «Nein, das ist doch des Guten zuviel ... Wir dürfen hier bei Ihnen, wie im Himmel leben ... Sie überschütten uns mit Liebesdiensten ... Nein, das dürfen wir nicht annehmen ...»

Was sie sonst nie gewagt hätte, Priska umarmte Madame Gardelle und küsste sie, denn sie hatte vollständig den Verstand verloren. Julienne, übermütig vor Freude, holte die beiden auf den Boden der Wirklichkeit zurück und sagte: «Genug des Staunens und Redens, steigt ein. Wir wollen doch das junge Brautpaar darin sitzen sehen!»

Zögernden Schrittes trat Walter herzu, öff-

drängte sich der silberhelle Wagen und blinkte sein Glas und Chrom.

Die enge Stube wird zum Festsaal.

Herrliche Tage folgten. Priska und Walter fanden Gelegenheit, auf Fahrten in die umliegenden Städte und zu den vielen Sehenswürdigkeiten ihre Fahrkünste zu üben immer unter der kundigen Leitung Juliennes. «Ihr seid dann auf der Heimfahrt allein», sagte sie, «jetzt will ich noch bei euch sein, will noch euer Glück mitgeniessen und miterleben, das ist ein Jungbrunnen für mich und festigt meine Kräfte.»

Auf dem Platz eines kleinen Städtchens,



Priska fühlte die Tränen in ihren Augen austeigen und umfasste Julienne mit beiden Armen.

nete die Türe, schaute auf die Armaturen, die weichen Polster. Der Zündschlüssel steckte im Schloss. Priskas Temperament reagierte schneller, mit einem flotten Schwung setzte sie sich auf den Platz neben dem Steuer, verschenkte ihr fröhliches Lächeln und klatschte in die Hände. Walter fand nun auch den Mut einzusteigen. Er löste die Bremse, und sogleich glitt der Wagen lautlos aus dem Tor in das Licht der strahlenden Sonne hinaus. Dort blieb er auf dem bekiesten Strässchen stehen. Herr Gardelle und Walter begannen über die technischen Eigenarten zu reden. Priska musste noch einmal zu Julienne und zu ihrer Mutter eilen und ihren Dank in übersprudelnde Worte kleiden.

Bis zu später Stunde konnten sich die beiden jungen Leute nicht von ihrem Glück erholen und bis in den tiefen Schlaf und Traum

neben dem reichverzierten Portal auf einer Steinbank sitzend, gerieten sie, den spielenden Kindern zuschauend, in ein schwieriges Problem. «Wem gehört nun eigentlich dieses Auto?» fragte Priska, Frauen denken immer an die Zukunft. «Wenn wir Streit bekommen, wer kann dann damit wegfahren?» «Selbstverständlich der Stärkere», lachte Walter, «jede Schlacht wird so entschieden.» «Aber mir gehört doch genau die Hälfte», meinte Priska, «die linke oder die rechte, die vordere oder die hintere?» Nach langen Überlegungen und Erwägungen ergriff Julienne entscheidend das Wort: «Sollte, was meiner Ansicht nach kaum vorkommen dürfte, ein solcher kritischer Augenblick eintreten, dann gehen beide zu Fuss. Ist es Sommer und heiss, dann wird euch das Schwitzen, bei Kälte und Wind wird euch das Frieren wieder zusammenführen.»

Sonst hatten sie in diesen Tagen keine Gelegenheit, die Stirne in Falten zu legen und über ernste Lebensfragen nachzudenken.

Die Heimreise wurde auf zwei Tage verteilt. Julienne begleitete sie bis nach Dijon, wo in ihrem Stadthaus die Haushälterin alles für ihr Unterkommen hergerichtet hatte. Ein gediegenes Nachtmahl, ein fröhlicher Abendbummel durch die Stadt und eine angeregte Plauderei im Salon beschwingten die Abschiedsfeier. Am Morgen fanden die Beiden den Frühstückstisch für zwei Personen gedeckt und zwischen Tassen und Tellern einen Brief mit Juliennes zierlicher Schrift: «Ich bleibe im Bett! Nur in dieser, nach allen Seiten gesicherten Lage, kann ich den Abschiedsschmerz überwinden. Seid glücklich und froh und gute Fahrt!» Und eine kurze Bemerkung war angefügt: «Der beiliegende Betrag ist für den Zoll des Wagens von meinem Vater mitgegeben worden.»

Priska vergass den Kaffee, die knusperigen Gipfeli, Butter und Konfitüre, sprang auf und die Stiege empor, eilte zu der schlafenden Freundin. Erst viel später kam sie zu Walter zurück, ihre Haare waren wild verstrubbelt und die Wangen von den Spuren der Tränen verwüstet.

* * *

Den letzten Sonntag ihrer Ferien verbrachten sie daheim. Nach dem Staunen und Bewundern des schönen Wagens, dem Berichten und Erzählen, dem Begrüssen und Umarmen, fuhr Walter mit Priska ins Schiltli hinauf, wo sich dasselbe nochmals ergiebig abspielte.

Anderntags fuhr Walter mit seiner Mutter im Auto dort hinauf. Wie leicht war es nun, die kurvenreiche Strasse hinauf zu gelangen und die Höhe zu gewinnen. Sie nahmen auch Vater von seinem Kirchgang mit, der sich neben Frau Anna in den weichen Polstern breit machte und, je nach Luftzug, ihr Gesicht in den Rauch seines wohlriechenden Tabaks einhüllte.

Seit Jahr und Tag war Mutter Anna nicht mehr in dieser Gegend gewesen. Damals schien das Haus, mit schiefen Fensterläden und abgewetterten Schindeln, dem Untergang geweiht. Nun blitzten die Fenster in der

Sonne und blendendweisse Vorhänge gaben ihm einen einladenden Anblick.

Zuerst wurde Tina begrüsst und fest in Augenschein genommen, dann ein Blick in die Küche und Stube geworfen. Erst in des Vaters Schreibstube begann Frau Anna zu staunen, die vielen Bücher, die überladenen Tische, der hohe und breite Raum, die altväterischen Stühle, auch sie von Schriften und Bänden belegt. Johannes bemühte sich, Platz zum Sitzen freizumachen, holte Gläser hervor und schenkte seinen geliebten Burgunder ein. Ohne Pause wanderten Frau Annas Blicke im Raum umher. Sie achtete nicht auf das fröhliche Plaudern und Neckeln, hing ihren eigenen Gedanken nach.

Plötzlich verkündete sie mit erhobener Stimme das Resultat ihrer gewonnenen Erkenntnisse: «Nur hier ist Platz genug für die Verlobung!»

Jedes Gespräch verstummte, bis Johannes bedächtig nickte und sprach: «Daran habe ich freilich nicht gedacht. Es bedarf einer fürsorglichen Mutter, um dieses schwierige Problem zu bewältigen. Aber dieser Wunsch kann erfüllt werden. Die Feuerwehr hat sich hier schon einmal als Retter in der Not erwiesen. Was meinst du, Walter, kannst du mir mit einem halben Dutzend Kameraden behilflich sein, aufzuräumen und die Bude in einen Festsaal zu verwandeln?» Lachend erklärte er sich gern zu diesem Dienst bereit: «Wenn du noch genügend Flaschen von der edlen Sorte in deinem Keller hast, wird das die heiterste Feuerwehrübung seit eh und je. Wenn nicht, kann ich dir einen edlen Tropfen beschaffen, ich habe im Burgund in den letzten Tagen ausgezeichnete Beziehungen angeknüpft.»

Unterdessen hatte Tina in der Küche ein vorzügliches Essen zubereitet und in der Stube das beste Tafelservice aufgetischt und wollte nun mit aller Gewalt innert wenigen Augenblicken die frohe Gesellschaft ins Haus hinüber komplimentieren. Dies gelang ihr nicht auf den ersten Streich, die Stimmung war heiter geworden und die Gesichter röter. Da sie endlich im Gänsemarsch die steile Stiege überwand, sahen sie auf dem Vorplatz einen jungen, bärtigen Mann um das Auto herumschleichen. Remy war, erhitzt vom anstrengenden Marsch, angekommen und hatte den Peugeot beschnuppert und

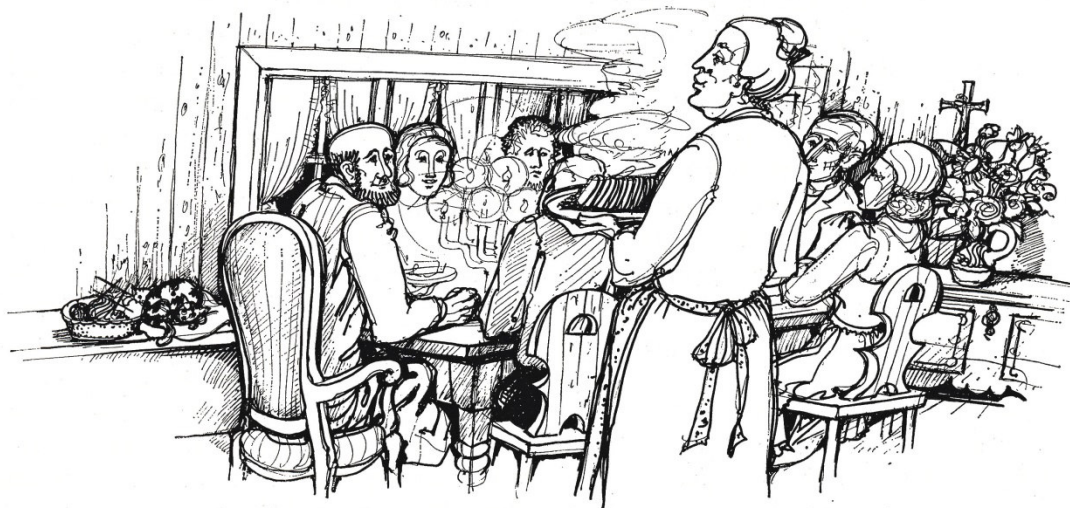
war eben im Begriff, die Kilometerzahl abzulesen. «Tolle Kiste, direkt importiert, wer ist der glückliche Besitzer?»

«Kein Besitzer, Remy», erklärte Walter, «Eigentum einer Kollektivgesellschaft. Aber das sage ich dir nur unter strengster Verschwiegenheit. Komm zum Essen, Tina ist schon auf Nadeln.»

Also wurde flugs ein weiteres Gedeck aufgetragen und die Stühle zurechtgerückt. Während der Suppe schaute Mutter Anna oft verstohlen zu dem verstrubbelten Bartli, der ihr gegenüber sass. Nach und nach kam sie aber mit ihm in ein angeregtes Gespräch und gewann den Eindruck, er sei in jeder Beziehung besser als sein Ruf. Sie fühlte sich wohl

Verlobung meiner Tochter mit Ihrem Sohn feiern? Die Hochzeit kann dann mit grosser Einladung und nach Tradition in einem Festsaal mit Blumen und Musik stattfinden. 'Nütze den Tag' sagt ein alter griechischer Philosoph. Das finde ich einen guten Rat.»

Helle Begeisterung bei dem jungen Paar. Remy streckte zustimmend beide Arme in die Luft. Frau Anna verlor vor Schrecken die Röte aus ihren Wangen und erbleichte. «Nein, so etwas», stammelte sie, «und ohne Ringe.» «Kunststück», rief Walter, «in einer halben Stunde bin ich wieder da!» Er sprang von seinem Stuhl auf, griff nach seinem Rock und eilte aus der Stube. Seine Mutter konnte nur noch die Hände zusammenschlagen, ans



Und wieder brachte Tina Proben ihrer exzellenten Kochkunst.

inmitten dieser Tafelrunde. Sie wusste ihren Mann gut versorgt und konnte so diese Stunden unbekümmert geniessen.

Oben am Tisch sass Johannes, seine Blicke glitten zufrieden über die heiteren Gesichter hin. Im Augenblick bedrückte ihn nur ein einziger Gedanke, und das war die bevorstehende Räumung seiner Schreibstube. Wie sollte er nach dem Fest wieder jeden Artikel, jeden notwendigen Text finden. In seinem Leben war er schon oft gezwungen worden, rasch zu entscheiden und zu handeln. Also benützte er eine Gesprächspause, um ein väterliches Wort an die Tafelrunde zu richten: «Meine lieben Gäste, wir sitzen hier in bester Stimmung und guter Freundschaft beisammen. Wollen wir den schönen Tag und den herrlichen Abend nicht nützen und jetzt die

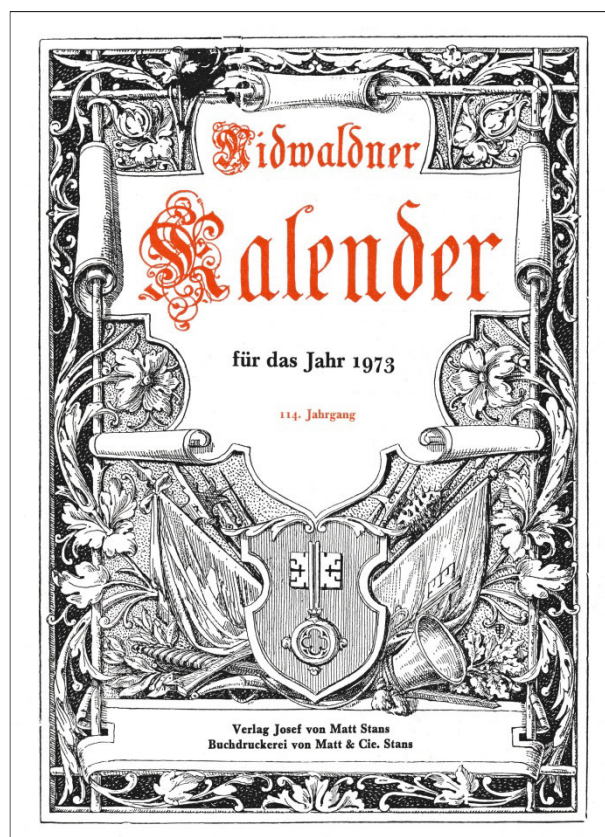
Fenster eilen und zusehen, wie das Auto den Berg ab verschwand.

Bis er wiederkam, hatte die Mutter Priskas Umarmungen, ihr zärtliches Bitten überstanden und ihren Schrecken überwunden. Ein neuer fuhr ihr in die Glieder, da sie plötzlich ihres Mannes Stimme hörte. Walter hatte nicht nur die schönsten Ringe, nein, gleich auch seinen Vater mitgebracht. Was seit langer Zeit nicht mehr möglich war, in seiner Freude und Begeisterung und mit Hilfe eines Nachbarn hatte er den Ächzenden und Stöhnenden die Stiege hinabgetragen und ins Auto manövriert. Nun wurde der Vater mit vereinten Kräften in die Stube hinaufgeschleppt und in den bequemsten Stuhl oben an den Tisch gesetzt. Nach tausend Bedenken und Fragen, dem Heranbringen von De-

cken und Kissen, schaute Vater Albert recht munter in die fröhlichen Gesichter. Eine übermütige Feststimmung kam auf.

Das war ein Raten und Wählen, ein Probieren und Necken, da Walter aus einer Schachtel die vielen goldenen Ringe auf das weisse Tischtuch ausschüttete. Das Gold gleiste und glänzte im Schein der Kerzenflammen. Zuletzt, nach allen Einsprachen, wurden doch jene Ringe gewählt, die Walter und Priska heimlich schon längst für sich ausgesucht hatten.

Der feierliche Augenblick nahte. Mit Küssen und Kosen wurden die goldenen Reife an die Finger gesteckt. Wieder brachte Tina Proben ihrer exzellenten Kochkunst. Mitten in das fröhliche Plaudern hinein, erhob Johannes seine Stimme und entbot in wohlbesetzter Rede den Verlobten seine Glückwünsche. Und am Schluss seiner feierlichen Ansprache fügte er an: «Ich bin glücklich, meine liebe Tochter einem Manne anzuvertrauen, der sich in seinem Leben vielfach bewährt hat, seinen Eltern treu, in Not und Gefahrmutig. Aus diesem Glücksgefühl heraus kann ich euch, ihr Lieben, frohen Herzens ein Verlobungsgeschenk anbieten. Meistens erbt die Tochter den Schmuck ihrer Mutter. So will ich das schönste Schmuckstück, das meine liebe Frau mit in die Ehe gebracht hat, euch weitergeben, die alte Uhr. Damit erfülle ich auch das Vermächtnis, sie soll immer in der Familie bleiben. Seid unbesorgt. Wenn ich ihren Stundenschlag und hellen Klang all zu sehr vermisse, dann komme ich zu euch und lausche ihrem Tick-Tack und Klingen.»



E Liäbesbriäf

Dr Toni sitzd am Tisch und sinnd,
bis ihm dr Schweiss durabbe rinnd.
Es wiisses Blatt liid vorum zueche,
fir das sett är etz Werter sueche,
hed s'Datum und e-n Aareed gmachd,
das hed ihns scho is Schwitze brachd.

Vorunne gheerd er Chueh und Rind,
wo etz dr d'Nachd vorusse sind.
Nur är muess i dr Chammer huire,
vor luter Langziit versuire.
Das Schriibe tunkd ihns choge schwär,
wen 's Bethli nur ai neecher wär.

So näbum zueche-n-ufum Bank,
da gfund är gschnell und ring dr Rank,
er chent um mid de-n-Aige schmeichle
und fiin e chli siis Händli streichle.
Nur etz am Tisch vor demm Papiir,
da wird är halbe z'hinderfiir.

E Stund, e halbi Nachd vergahd,
nu wenig uf demm Briäfli stahd.
Siis Härz isch voll, dr Chopf isch lääre.
«Ich ha Dich halt usinnig gäre.»
Das schriibd är ane gross und dick
und warted wiiter uf siis Glick.

J. v. M.

Nidwaldner Kalender 1973, S. 87
«z'Nidwalde drheime», 1979, S. 82

E heisse Tag

Grad hed nu d'Sunne welle schiine.
E heisse Tag liid uf um Land.
Und etz fahd 's Liächd scho afe schwiine
i Wolke, grai wiä nasses Sand.
Si fillid 's Tal und us dr Hitz
chund da und dett e gälbe Blitz.

I churze Steesse chund's cho winde,
ertschudled Baim und Gras und Struich,
verzaised d'Reck und d'Haar de Chinde,
vergahd und wird e heisse Huich.
Und d'Vegel fliigid ohni Rueh
vo Hag zu Baim, im Nästli zue.

Dr Veri

Dr Veri isch e-n-alte Chuiz.
Er hed e stachlig graije Schnuiz,
am griäne Hued es Edelwiiss
und ebbe nu es Tannegriis.
As Haste-n-und as Renne
will är sich nimme gwenne.

Als hibsche Burschd und starche Ma
hätt är es Meitschi chenne ha
mid choleschwarze Ruibili,
nur isch er z'wenig flingge gsi.
Er hed und hed si bsunne,
due isch um äs ertrunne.

Etz luegd er gwehdlich volle Rueh
im Laif und Gang vom Läbe zue.
Verchlipftd so wenig, wiä sii Hund,
wen ebbis Fremds i d'Neechi chund.
Er will das gar nid wisse,
si hend e z'mängisch bschisse.

Er weiss, wiä s'Wätter more-n-isch
und gsehd im Bächli unne d'Fisch,
hed Ziit e Molch, e Chäfer z'gseh,
es Vogelnäschd, es ängstlichs Reh,
gheerd Wind und Wälle ruische,
wett mid keim Ratscherr tuische.

J. v. M.

Nidwaldner Kalender 1973, S. 95
«z'Nidwalde drheime», 1979, S. 54

Am Himmel hangid gälbi Fätze.
Dr Räge ruisched wiä-n-e Bach.
So raass as wettid s' d'Lufd verschnätze,
schland etz diä grosse Trepf uf's Dach.
Es chlepfd und chrached und schlahd ii
as eb grad 's Änd dr Wält miäss sii.

Wer etz ob Holz uf wiite Wäge
dur d'Alp muess gah und isch ällei,
dur Hagel, Wätterschlag und Räge,
i demm hälf Gottes Schutz durhei,
susch gahd fir dä am Morged druif
vergäbe Glanz und Sunne-n-uif.

J. v. M.

Nidwaldner Kalender 1973, S. 102
«z'Nidwalde drheime», 1979, S. 141

Die Kalendergeschichten von Josef von Matt (1901-1988)

Quelle: Maturaarbeit 2010 von Christoph Uiting, Stans:
«Der Nidwaldner Kalender im Wandel der Zeit»

- | | | | | | |
|-------------|----|--|-------------|----|--|
| 1931 | 1 | Wilde Wasser | 1964 | 34 | Die beiden Schwestern |
| 1932 | 2 | Harter Winter – Goldiger Frühling | 1965 | 35 | Am alten Pilgerweg |
| 1933 | 3 | Liebe und Geld | 1966 | 36 | Der Baumeister Christian |
| 1934 | 4 | Der Balz auf Sonnenberg | 1967 | 37 | Im Haus zum goldigen Ring |
| 1935 | 5 | Der Schützenbecher | 1968 | 38 | Heimat |
| 1936 | 6 | Der Sattler-Hans | 1969 | 39 | Ein Schleier aus Frankreich |
| 1937 | 7 | Falsch und echt | 1970 | 40 | Im Doktorhaus am See |
| 1938 | 8 | Viel Wein und viel Liebe | | | |
| 1939 | 9 | Der Geiz-Michel | 1971 | 41 | Die Quelle |
| 1940 | 10 | Marie-Theres | 1972 | 42 | Der neue Bäcker |
| | | | 1973 | 43 | Die alte Uhr |
| 1941 | 11 | Treue (Franzosenüberfall 1798) | 1974 | 44 | Vertrauen |
| 1942 | 12 | Schlipfli-Vrenili | 1975 | 45 | Der silberne Petrus |
| 1943 | 13 | In der Fluh | 1976 | 46 | Die Apotheke zum goldenen Hahn |
| 1944 | 14 | Wider Hass und Streit | 1977 | 47 | Der schwarze Onkel |
| 1945 | 15 | Der Waisenhausbub | 1978 | 48 | Das Licht auf der Brücke |
| 1946 | 16 | Seines Glückes Schmied | 1979 | 49 | Der Blick aus dem Fenster |
| 1947 | 17 | Unter der schwarzen Fluh | 1980 | 50 | In die weite Welt |
| 1948 | 18 | Im Seewind | | | |
| 1949 | 19 | Der Knecht vom Hochtal | 1981 | 51 | Fernweh |
| 1950 | 20 | Der Griesli-Lenz | 1982 | 52 | Und wieder blüht der Feuerbusch |
| | | | 1983 | 53 | Der Gewalt entronnen |
| 1951 | 21 | Der Heidenturm im Bühl | 1984 | 54 | Warten auf den schönen Tag |
| 1952 | 22 | Die Liebe geht über die Brücke | 1985 | 55 | Tapfer unter trübem Himmel |
| 1953 | 23 | Beim Pfarrer im Ribimoos | 1986 | 56 | Die Hochzeit in der Schlosskapelle |
| 1954 | 24 | Das Lied der Heimat | | | |
| 1955 | 25 | Der Ring mit dem roten Stein | 1987 | | 2 Kurzgeschichten: Ich habe einmal in die Ewigkeit hineingesehen S Kathrindli Schriftdeutsche Fassung/ Tonaufnahme von J. von Matt auf Mundart |
| 1956 | 26 | Das Grab im Wald | | | |
| 1957 | 27 | Der Stampfer | | | |
| 1958 | 28 | Monika | | | |
| 1959 | 29 | Aus der Kraft der Ahnen | | | |
| 1960 | 30 | Der Ürte-Vogt | 1990 | | Das Pestloch entstanden 1952 auch in «Josef von Matt erzählt», 1989 |
| | | | | | |
| 1961 | 31 | Der Spekulant | | | |
| 1962 | 32 | Arzt und Menschenfreund | | | |
| 1963 | 33 | Im Steinhaus am Mühlebach Beilage zum Nidwaldner Kalender 2013 Publikation in Zusammenhang mit dem Schreib- wettbewerb für Kalendergeschichten Herausgeber: Gesellschaft Nidwaldner Kalender – Verlag Bücher von Matt | | | |